



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N. 14.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

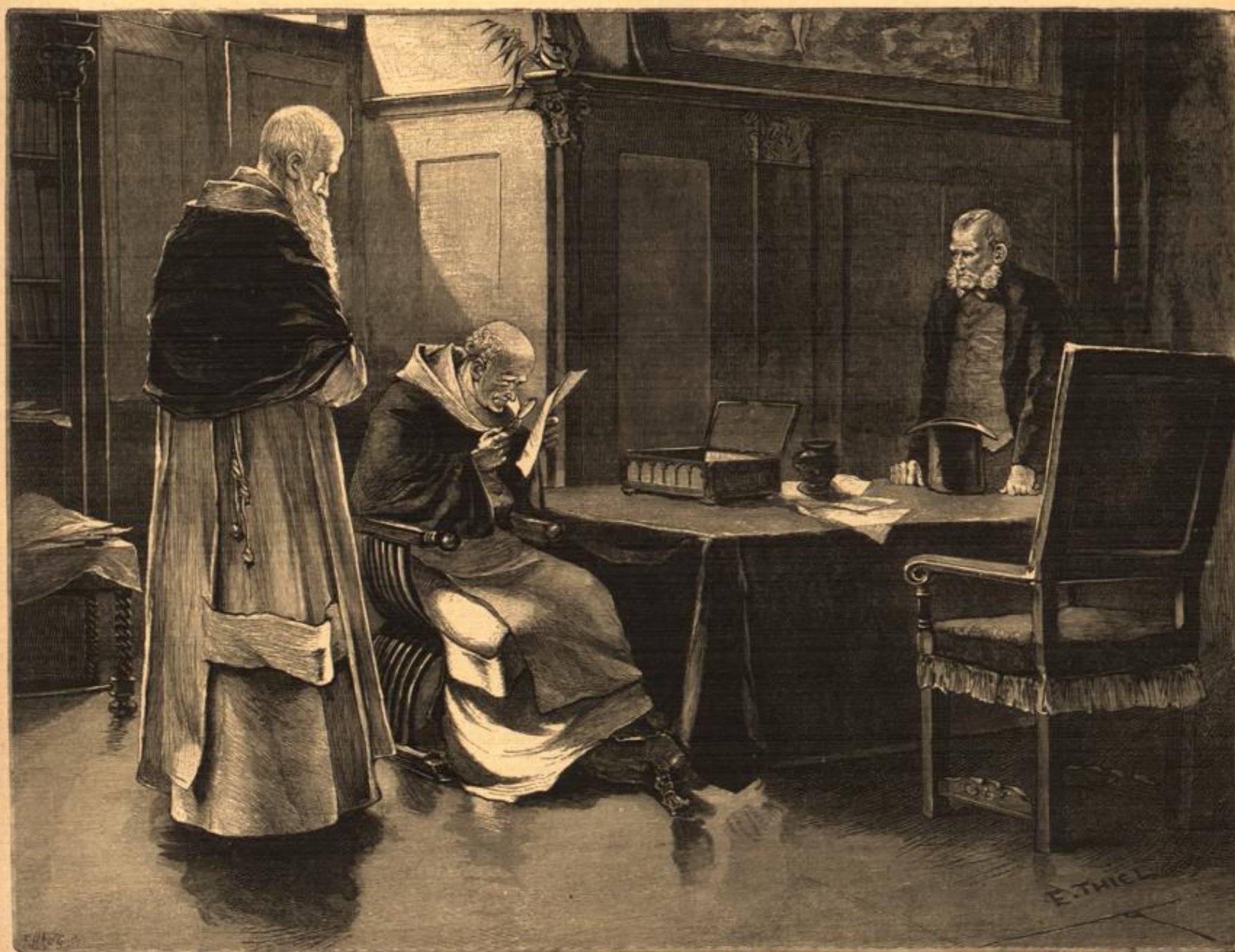
H. Rosenthal-Bonin.

XVI.

Es ward Klas nicht schwer, die Wohnstätte der Bruderschaft zum heiligen Herzen Jesu zu erfahren. Das ehemalige Kloster und jetzige Seminar für Waisen, Das Kreuz,

lag eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf einem Höhenzuge, der die ganze Stadt und den Fluß beherrschte; man zeigte es Klas Holtrup vom Hafen aus, und in der Vormittagsstunde schimmerten die weißen Mauern und spiegelten die Fensterscheiben des langgestreckten Gebäudes, als wäre das Haus von schneeweißem Zucker und die Fenster weißes Feuer. Der Weg führte Klas durch die Altstadt, Treppen, steile Gassen hinauf zu einem Felsenpfad, an dem stachelige, grau-grüne, manns hohe Kaktien und riesige gelbgeränderte Aloës wuchsen, wo wild und üppig Buschwerk aus den Spalten des Gesteines quoll, welche so mit Monaterosen bedeckt waren, daß sie wie kleine rosa

Sturzbäche dem Auge erschienen. Die Luft war maiwarm und die Sonne spielte lieblich auf den Häusern und Heckenrosen und spann goldene Fäden um die seltsamen biden Stacheln der Opuntien. Munter stieg Klas empor, ihm war warm geworden, er hatte den Rock aufgeknöpft und trug seinen Cylinder in der Hand. Der Frühling, welcher ihn umgab, das Blühen und Sprossen der Natur hatte auch in ihm frohe Zuversicht erweckt, und der rüstige Wanderer sog in tiefen Zügen die von süßen Däften erfüllte Luft ein. Jetzt hatte er das Plateau erreicht; unter ihm lag die Stadt weit hingestreckt und ein seltsames Summen und Brausen, vermisch mit einzelnen hellen,



Das Haus mit den zwei Eingängen. Der Prior prüfte das Aktenbuch sorgfältig. Originalzeichnung von Ewald Thiel. (S. 158.)

gellenden Lauten stieg aus dem Häusergewirr zu ihm auf. Dort lag der Fluß mit seiner secartigen Ausbuchtung, in azurblauer Farbe schimmernd, heitere Lichtfluten ausstrahlend, und drüben erhob sich die Vorstadt Almada mit Thürmen, Festungswerken, Palästen, Villen, Klöstern und Kapellen hellfarbig aus dem silbernen Graugrün der Oliven.

Dicht vor ihm lag jetzt das Kloster, das Ziel seiner Wanderung. Aus der hohen Umfassungsmauer ragten eine Anzahl Baulichkeiten mit oben runden Fenstern und flachen Dächern, die sich um eine mächtige Kirchentempel scharten. Ein hohes Thor, verschlossen mit dicker, eisenbeschlagener Thür, gekrönt von einem vergoldeten Kreuze und einer Glocke darunter, zeigte ihm den Eingang.

Klas schritt darauf zu. Es war seltsam still hier oben, kein Laut regte sich und es ward Klas doch etwas bänglich um das Herz, als er den Strich ergriff, der als Klingelzug bei der Pforte diente.

Ein lauter Glockenton unterbrach das Schweigen, und bald darauf öffnete sich eine kleine Klappe in dem Thor und ein Mönchsgesicht schaute heraus.

„Im Namen der Ebenedeten, Allergesegnetsten,“ sprach der Mönch.

„Amen,“ sagte Klas.

„Euer Begehrt?“

„Ich wünsche den Prior zu sprechen.“

„Ihr seid ein Fremder?“ fragte der Mönch, Klas scharf prüfend ansehend.

„Ja, ich komme aus Deutschland direkt hieher zu euch, liebe Brüder, und habe eine wichtige Erkundigung einzuziehen,“ erklärte Klas.

Der Mönch sah bei der Erwähnung Deutschlands den gewaltigen Seemann etwas misstrauisch an.

„Ihr sprecht spanisch?“ begann er von Neuem zu fragen.

„Ja, ich bin ein alter Seefahrer und nicht das erste mal hier,“ gab Klas Auskunft, „und bekannt mit den Sitten und Gebräuchen des Landes,“ sagte er. „Ich komme in Frieden zu euch und will in Frieden wieder scheiden; öffnet, lieber Bruder!“

Der Mönch verschwand von der Klappe und bald darauf erschien ein anderer mit seinen, scharfen, klugen Gesichtszügen. Er warf nur einen sekundenlangen Blick auf Klas, dann gab er einen Befehl und der eine Flügel des schweren Thores ging auf.

Klas trat in einen grasbewachsenen Platz, in welchem ein riesiger Olivenbaum stand, unter dem sorgfältig Gartenbeete angelegt waren, die hochgewachsene Zwiebeln und Kohlsorten trugen.

Der Pförtner schloß das Thor und blieb zurück, indessen der Mönch in der weißen Kutte Klas einen Wink gab, ihm zu folgen, das that dieser und man schritt durch lange, wiederhallende, hochgewölbte Gänge zu einer kleinen Thür, die der Mönch öffnete. Fast mußte sich der große Seemann bücken, als er sie durchschritt, aber überrascht schaute er jetzt auf, er befand sich in einem hohen, großen Raum, dessen Decke schwere Vergoldung zeigte, die tiefschwarze Bilder einrahmte, dicke Goldsäulen liefen die Wände herab bis zum Marmormosaikboden, in dem Räume standen mächtige, von Alter dunkle, geschnitzte Holzschränke, ein schwerer Eigenthum und altherkömmliche Stühle; das Licht fiel seltsam ein durch ein schlankes, hochaufsteigendes, bunt gemaltes Fenster.

Der Führer bedeutete Klas, sich zu setzen, und verschwand. Wenige Minuten später trat ein kleiner alter Mann, ebenfalls in weißer Kutte, jedoch ein Diamantkreuz auf der Brust, ein; er ging gebückt an einem Stoch, ein dienender Bruder folgte ihm.

Der alte Mann nahm im Schatten Platz, indes Klas im Lichte blieb. Er erhob den Kopf und zwei durchdringende, kluge schwarze Augen richteten sich auf Klas.

Der Klosterbruder zog auf einen Wink des Alten einen Stuhl für den Besuch heran und schob dem Prior ein Strohkissen unter die Füße.

„Lebet in Frieden,“ begrüßte der Prior Klas mit einer so tiefen und kräftigen Stimme, daß der Seemann erschraf. „Ich bin der, den Ihr zu sprechen wünscht,“ fuhr der Greis fort.

„Erinnert Ihr Euch vielleicht, ehrwürdiger Herr,“ begann Klas, „eines Knaben, den Ihr vor vierzehn Jahren hier barmherzig aufnahm, als sein Vater in der Stadt starb und den Kleinen hilflos hinterließ?“

Der Greis schüttelte den Kopf. „Es sind deren viele, die so aufgenommen worden; wo der Tod seine Hand ausstreckt und arme Waisen hinterläßt, sind wir stets, damit wir das Samenkorn pflanzen, auf daß es nicht verloren gehe in Laster und Elend,“ sprach der Prior.

„Das weiß ich,“ erwiderte Klas; „doch, ehrwürdiger Herr, des Knaben Vater war ein Deutscher, er hieß Roda, er war ein Protestant und Ihr nahmst Euch doch des Knaben an.“

In die Augen des Greises kam Leben und seine Züge zeigten sich gespannt. Er fuhr sich mit der Hand über das weiße, kurze, gelockte Haar und hob den Kopf. „Ja, jetzt erinnere ich mich,“ nahm er das Wort, Klas erwartungsvoll anschauend. „Ein Knabe mit Zügen wie ein Engel, und er entließ uns doch,“ schloß er wehmütig schmerzlich.

„Er hat dieß tief bereut; er wurde dazu verführt durch einen schlaun Burschen, der neben ihm schlief,“ fuhr Klas fort.

„Lebt er noch, geht es ihm gut?“ fragte der Prior interessiert.

„Er lebt und es geht ihm gut, und er sendet als Zeichen der Dankbarkeit, die er Euch, ehrwürdiger Vater, schuldet, diese hundert Franken, die Ihr, ehrwürdigster Herr, nach Eurer Weisheit verwenden möget,“ damit legte Klas fünf Napoleons auf den Tisch.

Der Prior lächelte wehmütig. „Das ist eine seltene Erfahrung, die ich da mache,“ sprach er. „Die Gabe zeigt, daß jener junge Mann ein guter Mensch geworden ist; also war unsere Mühe nicht vergebens und ich will das Geld unsern tausend Armen, die wir wöchentlich speisen und kleiden, zugute kommen lassen; doch welche Wünsche hat jener Mann, in dessen Auftrag Ihr wohl kommt?“ fragte der Prior.

„Er selbst keine, doch ich habe welche für ihn, ehrwürdigster Herr,“ erwiderte Klas. „Der junge Mann ist die Bescheidenheit selbst, genügsam und schüchtern wie ein Kind. Jetzt jedoch winkt ihm ein großes Vermögen, wenn er gewisse Papiere aufweisen kann, die zeigen, daß er der Sohn eben jenes Mannes ist, der nicht Roda hieß, sondern Wallroden.“

„Geld gereicht meist nicht zum Glück,“ fiel der Prior ein.

„Ich möchte aber, daß Recht Recht bliebe, die Wahrheit siegte und jener Mann die Güter erhielte, die ihm gehören,“ erwiderte Klas nachdrücklich. „Ich bin sicher,“ fügte der kluge Seemann hinzu, „daß der Erbe, sobald er in sein Recht eingesetzt ist, sich erinnern wird, daß er nur einen kleinen Teil der Schuld abgetragen, den die Bruderschaft durch vierjährige treue Pflege und Unterricht zu beanspruchen hat.“

„Wir beanspruchen nie etwas, uns ist jener Mann nichts schuldig. Wir thaten nur unsere Pflicht, unsern Lohn erwarten wir nicht von dieser Welt,“ entgegnete der Greis sehr klar und bestimmt. „Geschenke, freiwillige, aus gutem Herzen gegebene Spenden, weisen wir nicht zurück, denn wir sind arm, weil wir mit Tausenden theilen; wir haben die Verpflichtung, sie für jene anzunehmen. Wir danken jenem Manne für seine Gabe, aber schuldig ist er uns nichts,“ betonte der Prior; „wenn wir ihm jedoch einen Dienst leisten können, wollen wir es gern thun, denn unser Amt ist Dienen,“ schloß der Prieſter.

„Ehrwürdiger Herr,“ setzte Klas seine Unterhandlung fort, „der verstorbene Vater des jungen Mannes hinterließ Papiere, welche die Bruderschaft an sich nahm.“

Der Prior gab dem Klosterbruder eine Anweisung, dieser verließ das Zimmer und kam bald darauf mit einem großen Buche zurück. Der Mönch schlug nach und auf eine Nummer weisend händigte der Greis dem Bruder einen Schlüssel ein, damit öffnete derselbe einen der mächtigen, alten braunen Schränke und zog einen Kasten heraus, er setzte diesen auf den Tisch vor dem Prior nieder.

„Hier sind diese Papiere,“ nahm der Prior das Wort, nachdem er einen Blick hineingeworfen, „wir haben keinen Grund, sie Ihnen vorzuenthalten. Ich setze voraus, daß Sie eine behörliche Beglaubigung Ihrer Person und Ihres Auftrages besitzen,“ fügte der Greis hinzu.

Klas zog seine große Brieftasche heraus und übergab dem Prior das Schreiben des portugiesischen Vertreters in Hamburg.

Der Prior prüfte das Aktenstück sorgfältig, indem er es durch ein Vergrößerungsglas, das ihm der Bruder reichte, las.

„Es ist in Ordnung,“ sprach er. „Ich übergebe Ihnen hiemit die Schriften gegen eine Urkunde, die Sie ausstellen wollen, indem Sie gleichzeitig den Auftrag des Gesandten hier zurücklassen.“

Klas erklärte sich dazu bereit.

Der Mönch verschwand. Der Bruder mit dem blaffen, klugen Gesicht erschien wieder, es war der Sekretär; er setzte ein Schriftstück auf und Klas unterzeichnete es, dann mußte Klas noch in dem großen Buche einen Vermerk unterschreiben des Inhaltes, daß er als Bevollmächtigter des Paul Roda die Schriftstücke Numero soundso des Archives erhoben, und nun erhielt er den Inhalt des Kastens, den Klas mit fast gierigen Augen und wirklich zitternden Händen zusammenschnürte.

„Darf ich mir auch eine Bescheinigung ausbitten darüber, daß ich diese Papiere hier abholte?“ sagte auch seinerseits der vorsichtige Seemann dagegen.

„Wir sind bereit, Ihnen ein solches Dokument auszustellen,“ bejahte der Greis; er gab dem Sekretär einen Wink und dieser schrieb eine solche Urkunde. Klas nahm sie dankend und machte sich zum Fortgehen bereit.

„Es ist bei uns Sitte,“ ergriff der Prior jetzt nochmals das Wort, „daß kein Fremder uns verläßt, ohne einen Imbiß zu sich genommen zu haben.“ Er lud Klas mit einer Handbewegung ein, wieder Platz zu nehmen, und schon erschien ein anderer Bruder mit einem Brett, auf dem eine Korbflasche mit Wein, ein gebratenes Huhn, ein Brot und eine gewaltige Schüssel Fencheltraufsalat sauber placirt waren, und setzte dies vor Klas nieder.

Dieser nahm seine Cigarrenbüchse heraus und bot dem Prior eine seiner echten Hamburger an.

Der Prior zog dankend drei heraus und gab jedem der anwesenden Brüder eine, die sie mit freundlichen Gesichtern annahmen und in eine Brustfalte der Kutte einschoben.

Dann begann Klas zu essen und ließ es sich mit dem Appetit eines Hamburger Steuermanns schmecken.

Der Prior und die Brüder sahen ihm schweigend und ernst zu, was Klas nicht störte.

Als er gesättigt war, erhob er sich. „Meinen Dank, ehrwürdigster Herr,“ sprach er, „Dank, ihr lieben Brüder!“

Der Prior erhob sich gleichfalls. „Ich wünsche jenem jungen Mann Glück,“ ergriff er wieder das Wort; „möge ihm der Reichtum nicht zum Verderben gereichen, möge er stets sich daran erinnern, daß wir nur eine flüchtige Stätte hier haben, eine kurze Spanne Leben, dort drüben jedoch die Ewigkeit vor uns, in der wir gerichtet werden nach unseren Thaten. Und Ihnen, Herr, wünsche ich, daß die Erleuchtung Ihrer Seele noch kommen möge, denn ich habe wahrgenommen, Sie sind nicht unseres Glaubens, aber ich segne Sie in der Hoffnung dessen, — Friede sei mit Ihnen!“ Und der Greis erhob seine Hände und breitete sie aus vor Klas' breiter Brust, da dieser zu groß war, als daß der Prior sie ihm auf den Kopf legen konnte, und Klas, ein strenger Protestant, nicht niederkniete, sondern steif und starr aufrecht stand, wenn auch mit ehrfürchtigem, fast gerührtem Ausdruck in seinen wetterharten Zügen.

„Nochmals vielen Dank!“ sprach Klas und verließ, von dem Pförtner geleitet, das Zimmer. „Sagen Sie dem Herrn Prior,“ äußerte er draußen, bewegt von dem Pförtner sich verabschiedend, „daß ich eine hohe Meinung von ihm mit fortnehme und ihm Gesundheit und einen heitern Lebensabend wünsche.“

„Bei neunzig Jahren, Herr, hat man der Wünsche keine mehr, man steht schon mit einem Fuße jenseits der Pforte,“ erwiderte der Bruder ernst, das Haupt zum Gruße neigend. „Ich werde aber dem ehrwürdigen Vater Eure guten Worte bestellen,“ schloß der Bruder, und Klas durchschritt, sein Paket fest unter dem Arm, das große Thor und befand sich wieder draußen im sonnigen Frühling.

Ernestine war es plötzlich erschrecklich klar geworden, weshalb ihr Verlobter eine so heftige Aversion gegen Paul Roda hatte; die Ähnlichkeit mit dem Wallroden mußte ihm beim ersten Erblicken aufgefallen sein, denn vorher sprach er von dem Geretteten mit Theilnahme, und nun erinnerte sich Ernestine, was sie in ihrer damaligen Stimmung gar nicht beachtet, nur wie in einem Nebel wahrgenommen: Helmers Erschrecken im Circus, sein fenderbares Benehmen auf dem Heimweg, die seltsame Aufregung ihres Bräutigams seit dem Erscheinen Pauls und sein so überraschendes Bestreben, die Schlittenfahrt mitmachen und den Kunstreiter kennen lernen zu wollen. Ernestine kannte Helmer, sie sagte sich, daß dieser nicht in eine so heftige Bewegung kommen würde, wenn er die Ähnlichkeit nur für einen Zufall hielte, sie gelangte zu dem Schluß, daß Helmer diesen Mann für den Erben hielte, und da ihr Bräutigam nicht sofort das that, was sie diesen Umständen nach für das einzig Richtige und Ehrenhafte anah: Paul in seine Rechte einzusehen, so wollte in ihr plötzlich der Glaube an die Reinheit und Lauterkeit des Charakters ihres Verlobten. Das war immer das Licht gewesen, zu welchem sie bei ihm auffah, sein klarer, starker, ehrenhafter Charakter, sein unablenkbares Pflichtgefühl in seinem Verufe, der Stern, der ihrer Jugendliebe leuchtete und ihr Wärme gab. Zu den Kämpfen, welche die Erscheinung Paul Rodas in ihrer Brust hervorrief, zu dem sich immer mehr entschleiernden Bewußtsein, daß ihr und Helmers Fühlen ein gänzlich verschiedenes sei, kam jetzt der Verlust des Vertrauens, ja Mißachtung. War vorher schon eine Erklärung der Zuneigung Ernestines zu Helmer eingetreten, so erschien ihr jetzt der Verlobte hassenswürdig und dieser Gedanke rüttelte an dem Bande der Pflicht, das sie mit Helmer verknüpfte, sie traute ihm plötzlich alles mögliche Böse zu, seine Persönlichkeit war ihr widerwärtig geworden, sie dachte mit einem Gefühl von Schaudern an ihn, sie war überzeugt, daß aus ihrer Verbindung mit dem Manne nie etwas werden könnte, und gab sich ungescheut dem Fühlen und Träumen an Paul Roda hin. Helmer erschien ihr jetzt als Feind, der das Liebste, was sie auf Erden besaß, jenen Mann, schädigen, vielleicht gar vernichten wollte, und sie nahm sich vor, Paul Roda vor Helmer zu schützen, ihn, wenn es dazu käme, offen zu verteidigen. Von ihrem Verlobten hielt sie sich fern, sie nahm seine Besuche, wenn er sich meldete, Unwohlsein vorschühend, nicht an, und Helmer, der erfahren hatte, daß Klas nach Lissabon gereist war, hatte seinen Kopf und sein Herz jetzt zu voll mit anderen Dingen, um großen Wert auf diese Abgeschlossenheit zu legen und lange darüber nachzugrübeln, ihm schien der Boden oft heiß unter den Füßen und sein ganzes Gebäude der Zukunft zu wanken, aber das beruhigte nicht seinen Entschluß, das Heft so lange in Händen halten zu wollen, bis er es lassen mußte, bis die Kraft untrügllicher, unwiderleglicher Beweise es ihm entwinden würde. Etwas auffällig war ihm nur das Benehmen seines getreuen Faktotums Hase; er traf diesen Mann neulich bei dem Aktenkasten „Wallroden“, wo der Kalkulator einen Brief Johanns in Händen hatte und das Schriftstück dann eilig hinwarf und den Kasten zuschob, als er dazu kam. Was hatte der Kalkulator darüber zu erschrecken? Dieser Kasten stand ihm ja wie jeder andere geschäftlich zur Verfügung; er beobachtete seinen Bureauvorsteher jetzt genauer und er nahm wahr, daß dieser bleich und aufgeregter war, weniger ruhig arbeitete und seinen Blicken auswich. Hatte ihm vorher schon manchmal nicht recht gefallen wollen, daß Herr Hase als Stubennachbar des Kunstreiters wohnte, so löbten des Kalkulators scheues Wesen, seine Gedrücktheit und Unruhe ihm jetzt Mißtrauen ein. An der Ehrlichkeit und Redlichkeit seines Vorstehers hatte der Advokat kein Tüpfelchen des Zweifels, er wußte, daß der Kalkulator nicht einen Finger rühren würde, hinterrücks gegen sein

Interesse zu handeln, wenn aber Hase gleichfalls entdeckt hätte, daß jener der gefuchte Erbe sein könnte, — der Kalkulator hatte weder den Senator noch Johann jemals gesehen und für ihn war deshalb diese Ähnlichkeit nicht so auffällig — so mußte er irgend etwas von Belang bei Paul Roda gefunden haben, und dann war Herr Hase gerade seines peinlich gewissenhaften, pflichttreuen Charakters wegen als Verbündeter jenes Mannes höchst unangenehm. Das belästete mit neuen Sorgen Helmer Wallroden; er erwog schweren Herzens, was er in diesem Fall thun sollte — den Kalkulator entlassen und sich damit eines lästigen Spähers entledigen? Der Mann war seine rechte Hand, einen so ausgezeichneten Hilfsarbeiter, wie diesen, fand er nie wieder, er gewann auch dadurch wenig; den Mann behalten und sich den Anschein geben, als wüßte er von der Sache gar nichts und hätte auch nichts gemerkt, und ihn in all sein Thun blicken lassen, ging noch weniger. Würde denn überhaupt Hase bei ihm bleiben, wenn er, Helmer, offen gegen die Ansprüche Rodas austräte und der Registrator durch irgend etwas die Ueberzeugung hätte, das Recht wäre auf Seiten des Andern? Diese Sorgen und Zweifel drängten sich in des Anwaltes Brust und reiften bei ihm den Entschluß, wenn der Kalkulator noch ferner seinen Verdacht bestärkte, — dessen auffälliges Benehmen konnte ja möglicherweise in etwas anderem seinen Grund haben — dann offen über die Angelegenheit mit ihm zu reden und selbst auf die Gefahr hin, daß ein Bruch zwischen ihnen entstände, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was der Kalkulator in Händen hatte. Hatte auf diese Weise Helmer Wallroden ein schweres Herz seines Faktotums wegen, so war das des Herrn Hase nicht leichter hinsichtlich seines Prinzipals und der Sorgen und Zweifel wegen, was er nun thun, was beginnen sollte.

Vier Jahre lang, seit Eröffnung der Kanzlei, erwog der Kalkulator, war Helmer ihm ein gütiger, verständiger Herr gewesen, der ihm eine gut bezahlte Lebensstellung gegeben; bisher hatte er nie ein Fünkchen Mißtrauen gegen seine Geschäftsführung, gegen seinen Charakter hegen können, er mußte ihn hochschätzen als Jurist und charakterfesten Menschen, es war in dieser langen Zeit nie ein Wörtchen des Mißverstehens, der Meinungsverschiedenheit zwischen sie getreten, und jetzt fügte es das Schicksal, daß es ihm eine Waffe in die Hand drückte, die er gezwungen war, gegen seinen Herrn zu brauchen. Ja, wenn er nicht in der letzten Zeit so eigentümliche Erfahrungen gemacht hätte, wenn er nicht wüßte, daß Helmer in dem Manne den Erben ahnte und fürchtete und dessen Ansprüche im Dunkeln zu halten trachtete, dürfte er ganz frei vor ihn treten und sagen: „Hier, dies Schriftstück habe ich gefunden, es ist ein gewichtiges Dokument für die Wiederaufnahme der Nachforschungen nach dem Erben.“ aber konnte er denn das unter diesen Umständen? Würde Helmer nicht sagen, er hätte einen Spion und Gegner in seinem eigenen Hause gehabt, eine Schlange an seinem Busen großgezogen? Verhehlte er dem Advokaten die Existenz dieses Briefes und gäbe er ihn, wozu er verpflichtet war, mit seinen Folgerungen als Handschriftenkundiger dem Gericht, hätte er da nicht erst recht hinterlistig und perfide gegen den Prinzipal gehandelt? Das Nachschießende wäre nun gewesen, Paul Roda den aufgefundenen Brief zu geben, ihn über dessen Bedeutung aufzuklären und nun jenem es zu überlassen, was er thun wolle; war das aber nicht auch hinterrücks in Betreff Helmers gehandelt, indem er den jungen Mann von den Ansprüchen, die er erheben dürfte, unterrichtete und dem Anwalt, als dem so gewaltig nahe Beteiligten, die Sache verheimlichte; diesem jedoch davon Kunde zu geben, war seine Pflicht als dessen erster Beamter, dem er sein volles Vertrauen schenkte. Wie er es machte, kam er in Zwiespalt mit seiner Stellung zu Helmer, seinem Gewissen und den Anforderungen, welche das Recht und die Person des Erben gebieterisch an ihn stellten.

Daß der Brief nicht ohne Belang war, davon hatte Herr Hase sich auch Sicherheit verschafft.

Helmer hatte ihn dabei überrascht, als er die Handschriften noch einmal verglich. Es konnte unter den Handschriftenkundigen kein Zweifel mehr darüber herrschen — das war der gleiche Schreiber, dann hatte Herr Hase sich nach jenem Kronsfeld erkundigt und herausgebracht, daß der Mann zur Zeit des Briefdatums von Lissabon her nach Hamburg gezogen sei und einen Monat nach Empfang des Briefes an Johann Roda in Lissabon eine Summe Geldes geschickt hatte; das erwies das Postbuch. Dem Brief mußte also eine schwerwiegende Bedeutung zugemessen werden. Dieser Widerstreit in der Brust des Herrn Kalkulator, dieser Zwiespalt, er machte den Kalkulator tief unglücklich, er rieb ihn fast auf. Seit drei Nächten, seit dem unglücklichen Sonntag, an welchem der Brief in seine Hände gelangt, war kein Schlaf in seine Augen gekommen, sorgenvoll hatte er sich auf seinem Lager gewälzt, erwägend, sinnend, grübelnd, ohne einen Ausweg aus diesen Wirrnissen zu finden. Herr Hase sah aus, als hätte er ein Verbrechen begangen, das ihm die Ruhe seiner Seele raubte und ihn umhertrieb mit zentnerschwerem Gewissen. Da faßte er endlich den männlichen Entschluß, vor Helmer zu treten und ihn um Enthebung von seinem Posten zu bitten und, wenn, was sicher geschähe, der Advokat den Grund dieser plötzlichen Kündigung wissen wollte, dem Anwalt offen zu sagen, daß durch Zufall ihm ein solcher Brief in die Hände gekommen sei, der ihn zwänge, für den jungen Roda Partei zu nehmen, was sich mit seiner Pflicht, die Rechte des Herrn Helmer

Wallroden stets und ständig in erster Linie wahrzunehmen, nicht verträge. Dann würde sich zeigen, wie weit der Anwalt in der Verfolgung seines Interesses gehen würde, und er, Hase, hätte seine Würde nach allen Seiten hin bewahrt und aufrecht erhalten.

Zu diesem Ergebnis in seinen Kämpfen gelangt und mit dem Vorsatz, am nächsten Tage schon den entscheidenden Schritt zu thun, schlief Herr Hase beruhigt ein und genoß wieder die Wohlthat der tiefen, erquicklichen Nachtruhe, welche als die Errungenschaft seines guten, ehrlichen Herzens und die Folge seiner vortrefflichen Gesundheit ihm stets eigen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der lübeckische Martinsmann in Schwerin.

Ein Beitrag zur Geschichte des Martinsfestes

von

F. A. Moest.

(Nachdruck verboten.)

In der guten alten Zeit war die freie Stadt Lübeck verpflichtet, alle Jahre durch den ältesten Ratsherrn nebst zwei Zeugen einen Eimer alten Rheinweinmosses dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin als Geschenk zu schicken. Diese Sendung geschah mit folgenden Umständen:

Der Abgeordnete des Magistrats, der sogenannte Martinsmann, und seine Begleiter wurden in Lübeck mit allen Lebensmitteln und mit mehr, als zu einer so kleinen Reise wie die von Lübeck nach Schwerin erforderlich ist, versorgt. Die Reise geschah auf einem offenen Wagen. Die lübeckischen Botschafter traten am Tage vor Martini ihre Reise nach Schwerin an. Auf der Hälfte des Weges liegt das Städtchen Rhena, worin dieser Martinsmann nach alterherkömmlicher Sitte Kefel und Brot unter die scharenweise zusammenlaufenden Knaben austeilte. Hier blieben die Reisenden entweder über Nacht oder sie setzten ihre Reise so lange fort, daß sie nur eine Meile von Schwerin entfernt blieben. Nach der Regel durften sie daselbst nicht eher als am Martinstage zwischen 11 und 12 Uhr vormittags eintreffen. kamen sie zufälligerweise früher an, so mußten sie bis zur bestimmten Zeit außerhalb des Thores zurückbleiben.

Bei der Einfahrt in die Stadt paradierte die Thormache mit dem Gewehr vor dem Fuß und der Martinsmann und seine Zeugen mußten mit entblößtem Haupte vorbeipassiren. Gewöhnlich versammelte sich hier eine Menge Jungen und Mädchen, auch alte Weiber, die ihn unter beständigen Zurufen: „Hei, Martensmann! Martensmann! Schöne Marten! Rurs Marten!“ bis zu seinem Quartiere im Gasthose nahe am Mühlenthore begleiteten. Auch hier wurden Kefel, Rüsse und dergleichen unter die unberufenen Gäste verteilt.

Nachdem er seine Ankunft der betreffenden Behörde bekannt gemacht hatte, mußte er in seiner solennen Lübecker Tracht und mit einem roten Mantel, der in Italien lag, mit schwarzen Ärmeln und einem runden weißen Halskragen zu der bestimmten Stunde, welche gewöhnlich 3 Uhr nachmittags war, mit seinen beiden Gefährten seinen Wagen wieder besteigen, und wenn dieser, wie auch die ganze Bespannung, gehörig durchgesehen und geprüft worden, so traten sie die Fahrt nach dem Hofe an, wo bei der Vorüberfahrt an der Haupt- oder Schloßwache die Soldaten im Gewehr standen und die Botschafter militärisch begrüßten. So fuhren sie mit entblößtem Haupte gerade in den Schloßhof hinein.

Nach zweimaligem Herumfahren im Innern des Schlosses wurde vor der großen Stiege gehalten; der Martinsmann und seine Begleiter stiegen vom Wagen und wurden von dem herzoglichen Amtsvogte, dem Amtsschreiber, welcher über den jedesmaligen Vorgang ein Protokoll hielt, und zwei anderen Zeugen unten an der Treppe empfangen. Hier hielt der Martinsmann folgende Anrede:

„Ein ehrenfester und hochweiser Rat der Stadt Lübeck läßt dem regierenden Landesherrn dero Gruß und Dienst unterthänigst vermelden, auch alle fürstlichen Prosperität anwünschen und dabei anzeigen, daß ein wohlgedachter Rat sich erinnert, wie an diesem Martinsabende jährlich dem hochfürstlich mecklenburgischen Hause Schwerin von einem hochweisen Räte der Stadt Lübeck ein Ohm Rheinwein präsentiert worden, dem wohlgemeltem Räte auch jetzt nachgekommen und hätte daher solchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft und guter Affektion präsentieren lassen, er wünschte dabei, daß Ihre hochfürstliche Durchlaucht denselben bei allem hochfürstlichen Wohlsein und guter Gesundheit genießen, eines ehrbaren Rates der Stadt Lübeck dabei im besten gedenken und alle nachbarliche Freundschaft, wie allemal vorhin geschehen, erhalten mögten.“

Diese Anrede erwiderte der mecklenburgische Hausvogt folgendermaßen:

„Der durchlauchtige regierende Fürst und Herr bedankt sich wegen des von einem hochweisen Räte der Stadt Lübeck zugebotenen Grußes gnädigst. Aus dem Anbringen ist aber verstanden, daß ein wohlgedachter Rat der Stadt Lübeck, dem alten Herkommen gemäß, keinen Rheinweinmoss, sondern Rheinwein gesandt, überdies auch, daß man diese Sendung jetzt, als geschähe sie nur aus nachbarlicher Freundschaft und Affektion, an- und vorbringen lassen wollen, so kann man dagegen nicht unbeantwortet lassen, daß jährlich am Martiniabend dem hochfürstlichen Hause Schwerin von einem hochweisen Räte der Stadt Lübeck aus Schuldigkeit und Pflicht ein Ohm Rheinweinmoss geliefert werden muß — es hätte also anjeto auch kein Rheinwein, sondern Rheinweinmoss sein sollen. Vor diesmal wolle man zwar den gesandten Rheinwein annehmen, aber mit dieser Bedingung, daß solches in keine Konsequenz gezogen werde, sondern nach diesen, wie Herkommens wäre, von einem hochweisen Räte Rheinweinmoss aus Schuldigkeit und Pflicht am Martinsabende geliefert werden solle, und Ihre hochfürstliche Durchlaucht hinfüro, der uralten Schuldigkeit nach, damit gewürdigt sein wollten. Damit nun Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht habenden alten Rechte kein Präjudiz zu wachsen möge, so protestiret man im Namen Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht davor, requirit den Rotarius, diese imponirte Protestation ad notitiam zu nehmen und der hochfürstlichen Regierung desfalls ein beglaubigtes Dokument einzuliefern. Uebrigens halte er dafür, daß Ihre hochfürstliche Durchlaucht nicht unter-

lassen würden, alles was dero Orts zur Erhaltung gut nachbarlicher Freundschaft erprießlich, zu konvertiren.“

Auf diese Protestation antwortete man (durch mehr als zwei Jahrhunderte alljährlich) mit folgender Gegenverwarnung:

„Ein hochweiser Rat weiß sich nicht zu erinnern, daß sie Ihre fürstlichen Durchlaucht irgendwas verpflichtet sein sollten, vielmehr würde der Wein nicht aus Schuldigkeit, sondern aus nachbarlicher Freundschaft präsentiert, daher er nicht unterlassen könne, gegen das Eingewandte förmlich zu protestiren.“

Der hochfürstliche Hausvogt wiederholt sodann in Kürze:

„Allerdings muß ein ehrbarer Rat der Stadt Lübeck jährlich am Martiniabend einen Ohm Rheinweinmoss aus Pflicht und Schuldigkeit senden und inhärente dem, was bereits deshalb angebracht worden.“

Im Jahre 1570 wurde wirklich der zugesandte Rheinwein von der herzoglichen Regierung wieder zurückgeschickt und die Lübecker mußten ohne Anstand Rheinweinmoss nach Schwerin senden.

Wenn die vorerwähnten Begrüßungen, Protestationen und Gegenprotestationen geendigt waren, wurden Pferde und Wagen genau untersucht, um zu sehen, ob etwa irgendwo ein Fehler wäre. fand sich nur ein Nagel oder ein Nieten schadhaft, so waren Pferde und Wagen dem hochfürstlichen Hause verfallen und die Pferde wurden sogleich in den herzoglichen Marstall geführt. Dieser Fall ereignete sich in den Jahren 1670, 1706, 1712 und 1755. In den letztgenannten Jahren wurden indessen Pferde und Wagen, auf vieles Bitten der Lübecker, wieder zurückgeliefert, doch mit dem nachdrücklichen Bemerkten, daß in der Folge in keinem Stücke von der uralten Gewohnheit abgegangen werden sollte.

Während die Ansprachen gewechselt wurden, bestieg der Hofkellermeister den Wagen, öffnete das Faß, kostete sodann den Wein, gab ihn auch den herzoglichen Beamten, dem Hausvogte und dem Lübecker Abgeordneten nebst seinen Zeugen zu kosten und hierauf wurde der Wein, wenn er gut befunden worden, von den Hofbedienten in den herzoglichen Keller geschafft. Der Hausvogt mußte nachher den Martinsmann nebst seinen Zeugen zum Abendessen (um 6 oder 7 Uhr) nach Hofe einladen, wozu ihn der Amtspfortner mit einer Kienleuchte abholte.

Auch die Verabhaltung dieser Kienleuchte war ein ganz wesentliches Erfordernis bei dieser Solennität, wie man aus folgenden Umständen ersehen kann.

Unter der Regierung des Herzogs Karl Leopold blieb einmal der lübeckische Abgeordnete am Martinsabende aus, er mußte sich jedoch im folgenden Jahre um Pfingsten einstellen. Ungeduldet es erst 6 Uhr und heller Tag war, so wurde dem Martinsmann dennoch der Amtspfortner mit einer Kienleuchte entgegen geschickt.

Bei diesem Mahle am Martinsabende wurde nach alter deutscher Sitte weidlich gezecht. Die Speisen wurden in der herzoglichen Küche zubereitet und unter den Gerichten, die da in großer Menge aufgetischt wurden, sind die bemerkenswerthe: ein wildes Schwein und ein Gänsebraten, die in keinem Jahre fehlen durften.

Auch der Aufjager des lübeckischen Martinsmanns wurde in demselben Zimmer, jedoch an einem andern Tische bewirtet. Die Speisen, die hiebei übrig blieben, wurden ihm auf die Reise mitgegeben. Präzis um 2 Uhr nachts mußte er ohne weitem Aufenthalt die Stadt verlassen. Die Feste in seinem Quartiere wurde vom Hofe aus berichtet und am Ende erhielt er noch ein Geschenk mit einer alten Münze, worauf die Zeichen von Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Rismar waren.

Ist der Tod schmerzhaft?

Diese vielberregte Frage erörtert Dr. Beardley in London durch die folgenden interessanten Auseinandersetzungen: Die Todesfurcht ist, so beginnt er, eines der allgemeinsten menschlichen Gefühle, weil, außer dem allen lebenden Wesen innewohnenden Selbst-erhaltungstrieb, die Meinung verbreitet ist, der Tod sei gewöhnlich mit Schmerzen verknüpft. Diese Meinung jedoch ist durchaus unbegründet. Der Tod ist in den meisten Fällen, wenn nicht in allen, ein rein vegetativer Prozeß, und wenn die Menschen wüßten, wie wenig peinvoll ein solcher ist, würden sie denselben vielleicht mit Freude oder wenigstens mit Neugierde erwarten. Es ist klar, daß der Grad der Empfindlichkeit der Gewebe gewöhnlich entsprechend ihrer Unverletztheit ist und daß die Entzündung, welche jene Empfindlichkeit anfangs steigert, nur mit ihrer Verminderung oder gänzlichen Aufhebung enden kann. Jedes Ernährungshindernis bewirkt so lange eine Störung in dem Allgemeinbefinden der Person, bis die Kohlenäure, welche sich aus der Verschlechterung des Blutes bildet, aufhört umzuläufen und sich an den einzelnen anatomischen Theilen festsetzt. Durch dieses Gift verlieren aber die Empfindungsnerven ihre Reizbarkeit und lassen die Nervenströme nicht mehr durch. Und dann ist eben der Tod eingetreten. Während aber die Zerstörung der Nervenfortsätze, welche allmählich zum vollständigen Erlöschen führt, so fortschreitet, muß doch der Körper ein ähnliches Wohlgefühl empfinden, wie es dem Einschlafen vorhergeht oder wie es sich etwa im Opium- oder narkotischen Rausch zeigt. Wenn man also von den Halluzinationen abstieht, welche zuweilen aus der unvollständigen Gehirnthatigkeit hervorgehen mögen, können die Empfindungen eines Sterbenden nichts Schmerzliches haben. Die Kohlenäure ist zum Still werden des Giftes geworden, hat die Ganglien empfindungslos gemacht, Reflexbewegungen werden dadurch unmöglich, und eine Schmerzlosigkeit hat Platz gegriffen. Ein Beweis dafür ist die Unempfindlichkeit der meisten Sterbenden gegen Reizmittel. Denn die Bedingung für die Reizbarkeit besteht doch darin, daß die Nervencentren und Leitungen sich in normalem Zustande befinden. In dem Augenblicke, wo ihre Thätigkeit aufhört, muß auch jedes Schmerzgefühl physiologisch unmöglich geworden sein. — Die Erfahrung bestätigt durchaus diese theoretischen Annahmen. Die Vivisektionen und das Zeugnis von Menschen, welche aus dem Scheintode wieder erwacht waren, zeigen ebenso wie die Versicherungen von Sterbenden, welche über ihren Zustand noch Rechenschaft geben können, die Thatsache, daß der Tod im allgemeinen nicht schmerzhaft ist. Besonders von Erstirrenden, Erstirrenden oder solchen, die im Begriff waren, durch Erhängen zu sterben, liegen hierüber zahlreiche Zeugnisse vor — Man kann also annehmen, daß dem Menschen der Ausgang aus dem Leben ebensowenig peinvoll ist, wie es der Eintritt in dasselbe war.



Bulgarische Bauern. Zeichnung von R. Caton Woodville. (S. 163.)



Die Schillerfeier in Blasewitz. Originalzeichnung von G. Bartsch. (S. 166.)

Adilä.

Eine indische Novelle

W. Hinzner in Batavia.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein schöner Sommerabend, als Hans von Stauffenegg, von Geburt und Erziehung ein Deutscher, jetzt Lieutenant in niederländischen Diensten, auf seinem kleinen, aber feurigen arabischen Pferde den „großen Weg“ von Weltevreden nach Meester Cornelis hinaustrabte. Die Gegend prangte, da es gegen das Ende der Regenzeit war, im herrlichsten Grün, wie es nur in den Tropen zu sehen ist. Eine frische Luft strich durch die Gipfel der Tamarinden- und Baringinbäume, leise wiegten sich die Palmen hin und wieder; Sawahs und Reisfelder schimmerten im herrlichsten Smaragdgrün.

Die eleganten Villen reicher Europäer reichten sich dicht aneinander und machten den Kontrast mit den hier und da aus dem Gebüsch hervorlugenden Bambushütten der Eingeborenen recht ersichtlich. Von letzteren zeichnete sich jedoch eine durch ihre Größe und man möchte fast sagen Noblesse aus; es war dies ein Bambushaus, das mitten in einem herrlichen Garten der schönsten Orangenbäume stand.

Ein paar hundert Schritte vor dieser malaiischen Wohnung bog Lieutenant von Stauffenegg vom Wege ab und trabte einem schönen Landhause zu, das in einem dichten Wäldchen von Palmen und Kanarienhäusern beinahe ganz versteckt lag. Vor dem Hause befand sich ein Garten der schönsten und seltensten tropischen Pflanzen, die Wege waren mit weißen kleinen Muscheln ausgefüllt und mit prächtigen chinesischen Blumenrassen eingefaßt; auf einem nicht zu großen Vorplatze plätscherte ein kleiner Springbrunnen und diente zahllosen bunten Vögeln zum Tummelplatze. Eine breite, mit einem zierlichen Gitter abgeschlossene Veranda lief der ganzen Front des Hauses entlang. Alles sah so einladend und durch die überall herrschende Stille recht vornehm aus. Als von Stauffenegg abgestiegen war, flogen ein paar malaiische Diener auf ihn zu, um ihm sein Pferd abzunehmen, während ein anderer die Frage, ob der Hausherr daheim wäre, mit einer tiefen Verbeugung beantwortet hatte.

Der noch ziemlich junge Offizier war keine blendende Erscheinung, welche auf einem europäischen Hofballe die Herzen der Damen im Sturme erobert hätte, aber in Batavia und der nächsten Umgebung galt der mittelgroße, breitschulterige Deutsche mit seinem mächtigen, militärisch zuge schnittenen Schnurrbart immerhin für einen „begehrten Mann“. Dieses Prädikat verdiente er in allen Fällen, aber doppelt und dreifach, wenn man ihn mit dem Besitzer der hübschen Villa, dem Herrn D. van Kampen verglich, bei dem er jetzt als Hausfreund unangemeldet eintrat. Dieser war ein skeletartiger wachsfarbiger Mann von ungefähr dreißig Jahren, den man aber nach seinem Äußern ebenso gut für einen siebenzigjährigen Greis halten konnte. Wie es schien, hatte er eben den in Indien allgemein geliebten Mittagsschlaf beendet, denn er saß oder lieber lag auf einem eleganten, aus einem der ersten Pariser Geschäfte kommenden Sofa, allein mit einem Beinkleid von feinstem Leinwand und einer weißseidenen Kabaja*) bekleidet. Zwei schöne malaiische Mädchen von vielleicht 15 Jahren waren mit seiner Toilette beschäftigt. Eine davon kniete vor ihm auf dem Boden und zog ihm mit einer Vorsicht, als hätte es gegolten, eine alte, mit Bodagra behaftete Excellenz der höchsten Rangklasse anzulegen, ein Paar seidene, spinnwebartige Strümpfe an, indes die andere ihm eine bereits angezündete hochfeine Manillacigarre in den Mund steckte und dann hinwegschufte und den Sarong**) holte, den sie ihm so beutjam als nur möglich anzog. Wer den Mann in diesem Zustande sah, konnte natürlich nur auf den Gedanken kommen, daß er todtkrank sei. Doch das war er nicht im entferntesten. Er war nur sehr reich und lebte nach indischer Manier, und diese Krankheiten sind ganz ungefährlich.

„Anstrengung im Dienste des Gouvernements“, sagte er und fuhr sich mit der schmalen Hand müde über die Stirne. „Uebergenuß aller Genüsse“, behaupteten andere Leute, hatte ihn in den jetzigen Zustand gebracht; trotzdem galt er als tüchtiger, strebsamer Beamter, der eine schöne Karriere vor sich hatte. Und warum nicht? Der Mann hörte und sah nur, was notwendig war, und schien für alles andere, was er nicht hören und sehen sollte, taub und blind; zudem hatte er noch reiche, einflussreiche Verwandte in den Niederlanden. In Kolonialdiensten sind das die besten Empfehlungen, mit deren Hilfe man rasch emporsteigt. Verschiedene europäische Damen von noch verschiedenerer Charakteren und Vergangenheiten, wie man sie in überseeischen Ländern oft findet, hatten sich schon alle Mühe gegeben, ihm die Last seiner Geschäfte tragen zu helfen, ihm das einsame Dasein zu versüßen; aber Mademoiselle Anais Laurent und Niniche Lafleur und Alice Page waren alle blümmen wie Myrthen van Kampen, der mit seinen erloschenen, tiefliegenden Augen, dem wachsfarbenen

Gefichte und der pergamentenen Haut oft so „dumm“ in die Welt hineinschaute.

Der alte Junge ließ sich so sehr schmeicheln und streicheln und behauptete, die Berührung so frischer jugendlicher Hände, der süße Atem der zärtlich hingebenden Schönen, der zündende, verständnisvolle, schmachtende Blick der dunklen Sammetaugen erhalte ihn allein noch am Leben, und wenn eine schwere Flechte des aschblonden Haars, welches er so sehr liebte, an seiner Wange herniederriesle und er in die Tiefe eines unergründlichen, grünlich schillernden Nixenauges hineinschauen könne, so wäre er fast in Versuchung, den süßen jungfräulichen Mund zu küssen und — und — und — trotzdem guckte der Mensch wie blödsinnig in den Tag hinein, wenn er so von ungefähr das Wörtchen „heiraten“ hörte, und war dann polizeiwidrig begriffstübig. Und zu Hause? Da zog er den dünnen Schnurrbart durch die Finger, lachte halblaut — mit einem Tone, der den Zuhörenden Migräne verursachte — und trank ein Glas eiskalten Sekt, das ihm Li, sein Kammermädchen, servierte.

Und trotzdem wurde er stets aufs neue umschwärmt, denn die Weiber lieben ja bekanntlich das „Aparte“, und „apart“ war er sehr, das läßt sich nicht leugnen.

Als Stauffenegg in das elegante Gemach eintrat, bewillkommte ihn van Kampen mit einem leisen Wink seiner Augen und einem noch schwächeren Erheben der Hand. Das eine malaiische Mädchen postierte sich jetzt mit einem großen Fächer hinter ihren Herrn, um ihm Kühlung zuzufächeln, während das andere wegging, um Diener mit Erfrischungen zu senden.

„Sie haben Weltevreden schon vor Sonnenuntergang verlassen?“ eröffnete endlich der Hausherr mit langamer, leiser Stimme das Gespräch. „Was sind die Deutschen doch für kräftige Naturen! Und die gräßliche, tödliche Hitze heute! Ich habe allein vormittags ungefähr zwei Stunden im Finanzdepartement gearbeitet und bin jetzt noch gänzlich erschöpft.“

Er sah auch wirklich erbarmungswürdig aus, der Mann, der beinahe zwei lange, lange Stunden im Interesse des Vaterlandes seine Gesundheit opferte.

„Ich werde wohl“, antwortete von Stauffenegg, der sich inzwischen in einem großen Schaukelstuhl behaglich ausgestreckt hatte, „binnen kurzer Zeit noch eine ganz andere Hitze auszuhalten haben. Mein Bataillon geht in vierzehn Tagen nach Celebes, wo wieder Unruhen ausgebrochen sind.“

„Davon habe ich gehört“, hauchte van Kampen und blickte dabei den Freund so hilfesuchend an, als käme er soeben als der erste Schwerverwundete von diesem Kriegszuge zurück. „Ja, das ist ein närrisch Ding. Sie werden dabei manchen Kampong*) zusammenbrennen müssen. Manche werden Kreuze bekommen. Glaube kaum, daß Sie persönlich viel Nutzen von Ihrer Tapferkeit ziehen; haben ja keine Fürsprache. Vor zwanzig Jahren war das noch anders, da konnte einer sein Glück machen. Aber jetzt — sehr schwer — ohne hohe Freunde und Verwandte. — Ah!“

Stauffenegg, der vielleicht dasselbe sich sagte, zog schweigend eine Schulter in die Höhe.

„Ich habe“, begann der Hausherr nach kurzer Pause und nachdem er ein Glas Eiskaffee mit Zitronensäure getrunken hatte, „den ganzen Tag schon recht lebhaft an Sie und Ihre Zukunft gedacht. Endlich habe ich etwas für Sie gefunden. Müssen Ihren Abschied nehmen.“

„Meinen Abschied nehmen?“ rief der Offizier erstaunt. „Dann bin ich ein Bettler.“

„Abschied nehmen“, verfolgte sein Gegenüber gleichmütig und blieb die elegantesten Rauchringeln in die Luft, „und was anderes beginnen. Verlassen Sie den Dienst des Mars und wenden sich an Venus. Sagen Sie, haben Sie den Residenten van der Meer auf Amboina gekannt? Nicht? Kommt nicht darauf an. — Li! lagi eier battu!**) — Er war noch nicht alt, aber steif vor Gicht wie ein Droschkenpferd und zu dumm, um vor dem Teufel zu tanzen; war ein Glück für die Regierung, daß er starb, denn wegzagen konnte man ihn nicht, da sein Bruder im Rate von Indien saß und das größte Wort führte. Dieser Mann hat eine Witwe hinterlassen mit fünf Tonnen***), eine Verwandte von mir, die müssen Sie heiraten.“

„Die kenne ich ja gar nicht, und sie mich wahrscheinlich ebenso wenig“, sagte von Stauffenegg, noch ganz erstaunt über den Vorschlag.

„Das macht nichts; heiraten Sie nur, sie hat fünf Tons,“ wiederholte Myrthen. „Ich werde die Angelegenheit klar bringen. Doch Sie brauchen keine Kasse im Sack zu kaufen. In ein paar Tagen kommt sie nach Buitenzorg. Fahren dann auch hin. Sie soll ungefähr bei dreißig sein, das ist alt für hier, aber für diese Jahre soll sie noch hübsch sein. Aber mit fünf Tons läßt sich manches zudecken. Man erzählt zwar, daß sie in ihrer Jugend freisinnig war und den alten Kerl nur heiratete, um von Holland hierher zu kommen, aber das kann auch leeres Geschwätz sein.“

„Ich bin Ihnen dankbar“, sagte Stauffenegg lächelnd und strich mit der Zunge den Bart aus den Lippen, „aber ich bin eben im Begriffe, zu heiraten und bin hauptsächlich gekommen, um Ihnen dies mitzuteilen.“

„Auch gut“, nickte Kampen. „Sicher eine schöne Lip-lap, die noch mehr als fünfmalhunderttausend Gulden hat? Haben gut spekuliert, sollen aber mit der weniger Vergnügen haben. Diese Weiber verstehen nur, sich zu putzen, zu tanzen und — na, werden auf die Zeit langweilig.“

„Es ist keine Lip-lap, sondern eine Eingeborene.“

„So, dann wird meine Witwe doch noch in Betracht kommen. Aber, Freund, ich will Ihnen bemerken, daß, wie ich glaube, Frau van der Meer in diesem Punkte keinen Spaß verstehen wird. Ich zweifle, ob sie eine eingeborene njei (Geliebte) bei sich dulden wird, und rathe Ihnen, lieber dieses Ding gut sein zu lassen.“

„Das ist unmöglich!“ rief von Stauffenegg feurig. „Ich liebe das Mädchen mit aller Herzenskraft und kann gar nicht daran denken, eine andere Frau zu heiraten. Meine ganze Seele hängt an dem liebendwerten Kinde.“

„Sind Sie verrückt?“ fragte van Kampen laut und richtete sich beinahe auf, um den Freund wie eine Wundererscheinung anzustarren. „Eine mariage d'inclination? Vielleicht eine platonische Liebe für eine Malaiin? Der Himmel bewahre Ihren Verstand! Das wäre echt deutsch! Aus lauter Gefühl und Liebe sich die besten Brocken vom dem Munde verschwinden lassen und später jammern! Solche Ansichten passen für Java! Hören Sie, Freund,“ sprach er nach kurzer Pause, die ihm seine Ruhe zurückgab, „es kommt mir vor, als wären Sie im Begriffe, eine Dummheit zu machen, die Sie in kurzem bitter reuen würde. Sie sind jung, gut gestaltet und bei den Weibern gern gesehen. Das sind Dinge, die Sie im Punkte des Heiratens in Berechnung ziehen müssen. Gefällt Ihnen eines oder das andere der braunen Mädchen, gut, nehmen sie dasselbe, obwohl es für einen Heiratskandidaten nicht recht ratsam ist, wenn ein solch anständiges Vermögen mispielt, und lassen Sie das Ding später wieder laufen, wenn der Reiz der Neuheit vorbei ist; aber heiraten auf keinen Fall. Ihre Aktien würden sofort unter allen Kurs fallen. Ha, ha! Pardon, die Deutschen kultivieren die echte, innige, junge Liebe und leiden dabei Hunger und machen sich und der teuren Gattin später die bittersten Vorwürfe, können ihre Kinder nicht unterstützen und zu dem Selbstbewußtsein erziehen, das nur der Reichtum gibt, und blicken dann verblissen nach den Leuten, welche in eigenen Equipagen fahren. Mein Lieber, Geld ist zwar ein gefühlloses, hartes Ding, macht aber das Leben sehr weich und angenehm. Waren Sie schon reich? Nein? Fragen Sie reiche Leute! — Liebe! Liebe! Soll ich Ihnen sagen, wie ich über Liebe denke? Ich unterscheide zwei Gattungen hiervon, die berühmte „erste Liebe“ und die anderen später nachfolgenden „Lieben“. Erstere muß beinahe jeder Mensch durchmachen, ähnlich wie — pardon — junge Hunde die sogenannte „Sucht“. Leider kann man den Menschen nicht wie letzteren als Gegenmittel ein Bechpflaster auf die Stirne kleben, schaden könnte es aber schwerlich. Was die später nachfolgenden „Lieben“ betrifft — ich spreche im Plural, da selten eine allein bleibt — so habe ich stets gefunden, daß sie, genau analysiert, nur eine Mischung von Egoismus, persönlicher Eitelkeit und Sinnlichkeit sind. Voilà tout!“

„Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen“, erwiderte der junge Offizier in einem etwas piffrigen Tone, „daß Sie mich nicht recht zu verstehen scheinen. Ich liebe das Mädchen nicht mit der Schwärmerei eines Jähnlings, sondern mit dem Ernst eines Mannes, der sich alles wohl überlegt hat und zu der Ueberzeugung gekommen ist, an der Seite dieses Weibes allein für das ganze lange Leben glücklich zu sein, wenn auch unter bescheidenen, aber immerhin hinreichenden Verhältnissen.“

Beinahe heftig warf er nach diesen Worten den Rest seiner Cigarette ins Freie.

Van Kampen hörte ruhig zu und beschaute den Sprecher wie ungefähr ein Irrenarzt einen Menschen beobachtet, von dem er wissen will, ob er betrunken oder geisteskrank ist. Endlich fragte er leise, mit dem Kopfe nickend:

„Aber wann und wo haben Sie denn diese indische Götin, welche Ihr Herz so schwer verwundet hat, gefunden?“

„Das werde ich Ihnen erzählen“, antwortete Stauffenegg und sah dabei Li an, welche ihrem Herrn ununterbrochen Kühlung zuschickte. „Ich ritt von Meester Cornelis nach Weltevreden. Während ich so langsam und in Gedanken mein Pferd dahintrotten ließ, sah ich einen jungen Malaien — er wohnte nicht weit von hier — in seinem Garten, wie er eben Orangen pflückte. Unwillkürlich zog ich die Zügel an und hielt, um dem Manne in seiner Beschäftigung zuzusehen. Artig kam derselbe an die Hecke, welche den Garten umschloß, und fragte, ob der tuan wollando nicht eintreten und ein paar Orangen essen wolle. Er fragte dies auf eine so höfliche Weise, daß ich seiner Bitte nachkam. Kaum hatte ich in dem Garten mit dem jungen Manne ein Gespräch angeknüpft, als ich durch eine Erscheinung überrascht wurde, daß ich momentan fast verwirrt war. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, welche man nach ihrer Hautfarbe und ihrem ganzen graziösen Wesen eher für eine Spanierin oder Sizilianerin hielt als für eine Malaiin. Es war das schönste inländische Mädchen, das ich je erblickt hatte. Ich war wie begaubert. Der junge Malai stellte sie mir als seine Schwester vor. Kaum war ich im Stande, mit ihr ein Gespräch zu führen, aus Befangenheit, aber ich fühlte, die dunklen, träumerisch-süßen Augen hatten mein Herz für immer gefangen. Von diesem Tage an kam ich fast täglich in das Haus. Der

*) Indische Jacke.

**) Eine Art Schlafrock.

*) Malaiisch: Dorf.
) Li, noch Eismosier.
) 600,000 Gulden.

Bruder des Mädchens schien geehrt durch meine Besuche und wir wurden gute Freunde. Seine Bildung erhob ihn weit über seine Landsleute und er war gewohnt, mit Europäern zu verkehren. Auch seiner Schwester schien ich nicht gleichgültig und schon nach wenigen Tagen kam es zwischen uns zu einer Erklärung. Als ich das Jawort Abiles hatte, bat ich ihren Bruder um ihre Hand. Der junge Mann schien zu erschrecken, dann aber erklärte er mir, er würde nie seine Zustimmung dazu geben, daß seine Schwester die Maitresse eines Europäers würde. Ich antwortete ihm, daß ich hieran nicht gedacht hätte, sondern seine Schwester zur Frau begehrt und sie nur nach vorhergegangener gerichtlicher Verbindung in mein Haus eintreten solle. Lange widerstrebte er, allein die Thränen und Bitten seiner Schwester überwandten ihn; er willigte endlich ein.

„Freund“, sagte Kampen, der bis jetzt aufmerksam zugehört hatte, „Sie haben da nicht bloß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — einen thörichten Streich gemacht, sondern Sie sind auch auf dem Punkte, Ihre ganze Karriere zu zerstören, um sich in große Gefahr zu stürzen. Ihr malaiisches Mädchen mag schön, meinestwegen auch liebenswert sein, aber um Sie Ihr ganzes Leben lang zu fesseln, dazu ist sie außer Stande. Der Geistesgang dieser Menschen ist ganz verschieden von unserem. Eine andere Beziehung zwischen euch beiden als eine rein materielle ist eine Unmöglichkeit; Sie werden dies in sehr kurzer Zeit einsehen. Die Frauen hier wissen nur, daß sie die Dienerinnen und Spielzeuge der Männer sind und weggejagt werden, wenn sie nicht mehr im Stande sind, zu reizen oder andere Reize in den Schatten zu stellen. Bitte, lassen Sie mich aussprechen; das Mädchen Ihrer Wahl weiß etwas anderes auch nicht. Sind Sie nun an dieses Wesen gebunden, so wird Ihnen nach kurzer Zeit der Besitz lästig und Sie fühlen diese Last um so mehr, als Sie sich davon nicht befreien können. Und jeder Versuch zur Befreiung ist mit Gefahr verbunden, denn die Malaiinnen rächen sich immer und gründlich. Kommt nun noch dazu, daß die Betreffende nicht aus der ganz gemeinen Klasse ist — aber Sie haben mir den Namen des jungen Mannes noch nicht genannt!“

„Sie kennen ihn wahrscheinlich persönlich“, sagte Stauffenegg, „er wohnt dicht hier nebenan und heißt Tjakra-Api.“

„Da haben wir es schon“, rief Kampen lächelnd, „nicht allein einen thörichten, sondern selbst tollen Streich haben Sie gemacht, beziehungsweise sind Sie im Begriffe, zu machen. Von der Schönheit des Mädchens habe ich schon viel gehört; er selbst gehört in die Klasse der Mantris***) und wird dereinst noch Raden****) werden. Gehen Sie wirklich diese Verbindung ein, dann sind Sie für Ihr ganzes Leben gefesselt und an eine Lösung ist nie mehr zu denken. Die Nachsicht und der Ehrgeiz der Malaien, vielleicht die getäuschten Gefühle der Frau, alles wird sich vereinigen, um Sie zu verderben, sobald Sie nur ahnen lassen, daß Sie wieder frei sein wollen.“

„Sie vergessen“, antwortete Stauffenegg nachdrücklich, „daß ich daran nie denken werde; mein ganzer innerer Friede ist von dieser Verbindung abhängig, ich kann allein darin mein Glück finden. Es soll mir nie in den Sinn kommen, mich von Abile zu trennen, Ihre Bedenken fallen also in sich zusammen.“

„Und trotzdem wird eine Zeit kommen, wo Sie an meine Worte denken werden“, erwiderte Kampen mit einem Tone des Bedauerns. „Wollen Sie aber absolut Ihren Gedanken durchsetzen, so verwöhnen Sie wenigstens Ihre zukünftige Frau nicht; dulden Sie von Anfang an nicht die geringste Unmähung und fordern Sie stets Gehorsam und Ehrerbietung. Mein Rat stützt sich auf ganz genaue Kenntnis des malaiischen Volkscharakters, und wenn Sie nicht strikte darnach handeln, dürfen Sie es bitter bereuen müssen. Der Eingeborene muß in dem Wahne gehalten werden, daß der Europäer von Geburt an ein höheres Geschöpf ist als er. Glaubt er dies, so wird er Gutes und Schlechtes mit Ergebung hinnehmen; lassen Sie ihn aber merken, daß er ebensoviel ist wie Sie, dann wird er ungezogen, eigensinnig und widerwillig. Selbst seine Hauptleidenschaft, die Nachsicht, vergißt er, wenn er den Europäer als über sich stehend ansieht. Er nimmt dann jedes angethane Unrecht als eine unvermeidliche Schickung an, während er, wenn ihm solches von seinesgleichen widerfährt, darin eine Beleidigung, einen Hohn sieht, den er bitter rächt. Offenherzig gesagt,“ schloß der Redner mit großem Ernste, „traue ich Ihnen nicht die nötige Quantität kalter Ruhe zu, um ohne Nachteil in Ihrem Vorhaben stets das Beste in der Hand zu haben, und ebensowenig, um, wenn die Zeit der Reue kommt, das Verhältnis energisch abzustreifen. Ich bitte Sie aufrichtig, in Erwägung zu ziehen, daß die ganze Sache ihre Bedenken hat; denn die Familie, in welche Sie eintreten, gehört mit zu den höchsten des Landes.“

Lange Zeit sprach Kampen in dieser Weise noch zu seinem Freunde, ohne natürlich ein Resultat zu erzielen. Da dieser jedoch sein Glück nur in dieser Verbindung sah, so lenkte er das fast peinlich gewordene Gespräch auf andere Dinge.

Sobald Stauffenegg die Villa Kampen verlassen hatte, ritt er, so schnell ihn nur sein Pferd tragen konnte, dem Hause

Tjakra-Api zu, das mitten in einem Orangenwäldchen stand und sich mehr durch seine Reinlichkeit als durch Bauart von den anderen Bambushütten unterschied. Kaum war er aus dem Sattel gesprungen, als unter der Thür ein Mädchen erschien und mit leuchtenden Blicken auf ihn zuschritt, wobei ihre wunderbar zarten nackten Füßchen kaum den Boden zu berühren schienen. Sie war in einen hellen, feingebäumten Kain*) gekleidet, der durch einen breiten silbernen Gürtel über den Hüften festgehalten wurde. Das Mädchen war sehr schön; die Anmut, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, sowie die in jeder Hinsicht tadellosen, entzückenden Körperformen fielen fast mehr auf als die Schönheit der Gesichtszüge. Diese waren ausnehmend zart und lieblich und hatten etwas ungemein Jungfräuliches, ja fast Kindliches. Es war eine taufrische Knappe voll des süßesten Reizes.

„Verzeih“, sprach sie zu Stauffenegg mit melodischer Stimme und drückte seine Hand gegen ihre sammetweiche lichtbraune Wange, welche das erregte Blut zart gerötet hatte, „verzeih, daß mein Bruder Dich nicht, wie es Deinem Range zukommt, an der Thür empfangen und begrüßt hat, aber ein Priester ist bei ihm, und in diesem Falle schickt es sich nicht, daß er weggeht.“

„Hat er mit ihm unsere Angelegenheit beratschlagt?“ fragte von Stauffenegg freudig und zog die schöne Geliebte an seine Brust, ihr mit leuchtenden Augen in das helbe, süße Gesicht blickend. „Ist der Ausspruch des Hadje uns günstig?“

„Ja“, gab das Mädchen mit vor Aufregung erzitternder Stimme zur Antwort, „aber Du mußt einen Eid ablegen, daß Du mich nicht später von Dir stößt.“

„Alles, was Du willst“, rief Stauffenegg und trat, das Mädchen mit dem Arme umschlingend, in das Haus.

Am Eingange in die Wohnung, die zwar einfach, aber auffallend hübsch gehalten aussah, kam ihnen der Herr des Hauses, ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, in Begleitung eines ehrwürdigen Greises, den sein langes weißes Gewand, sowie der grüne Turban als einen Hadje**) kennzeichneten, entgegen. Abiles Bruder war nahezu dunkelbraun von Farbe, und seine scharfgezeichnete Physiognomie gab ihm beinahe etwas Chinesenähnliches, was durch das große Zeremoniell, womit er den Offizier auf inländische Weise bewillkomme, noch mehr auffiel.

„Du weißt Herr“, sprach er ernst und gemessen zu Stauffenegg, nachdem sie Platz genommen hatten, „daß ich stets verlangte, Du müßtest, wenn meine Schwester Deine Frau werden sollte, eine bindende Erklärung ablegen, sie nie zu verlassen, sie stets als rechtmäßige Gattin zu behandeln, und darum habe ich den ehrwürdigen Saleh-Ed-Din gebeten, Dir das Gelübde abzunehmen.“

Nach diesen langsam gesprochenen Worten deutete er auf den Hadje, der bis jetzt scheinbar teilnahmslos auf seinem Stuhle gesessen war.

„Ich habe“, sprach dieser mit leiser, tiefer Stimme und ohne den Blick vom Boden zu erheben, „Tjakra-Api und seiner Schwester vorgestellt, daß die Verbindung zwischen einem Europäer und einer indischen Frau der höheren Klasse beinahe noch nie vorgekommen ist, ohne Böses im Gefolge zu haben, und ich warne Dich, Herr, vor einer solchen Heirat. Willst Du aber Deinen Willen haben, dann will ich Dir den Eid abnehmen.“

Von Stauffenegg trat, als der Priester geendet hatte, auf seine Geliebte zu und nahm sie zärtlich bei den Händen, während er mit fester Stimme zu den beiden Männern sagte:

„Ich stimme allem bei; ich schwöre feierlich, daß ich Abile mein ganzes Leben lang treu lieben und sie nie verlassen will, daß ich sie stets als meine rechtmäßige Frau ansehen werde.“

Stumm sahen nach diesen Worten die Männer ihm gegenüber auf ihren Plätzen, jeder unbeweglich nach einem Punkte blickend. Endlich sprach Tjakra-Api mit dumpfer Stimme, wie sie den Eingeborenen eigen ist, wenn sie tief erregt sind:

„Ich habe die Europäer wegen weit geringeren Dingen ein heilig gegebenes Wort brechen sehen. Kannst Du Dich entschließen, Deine Worte auch auf unsere Weise zu bekräftigen?“

„Auf jede Weise!“ rief von Stauffenegg.

„Wohl“, erwiderte der Malaie, „wir haben von unseren Vätern eine Eidesformel, welche nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ausgeübt wird. Was kann für mich von größerem Werte sein, als das Wohl meiner Schwester und die Ehre meines Namens?“

Bei diesen Worten zog er seinen Kris aus seinem Leibriemen, nahm seine Schwester bei der Hand und strich mit der haarigen Klinge über ihren Jünger. Die sofort hervorbrechenden Blutstropfen ließ er in ein mit Wasser gefülltes Glas fallen. Dieselbe Zeremonie nahm er auch bei dem Offizier vor.

„Trinkt beide hiervon und gebt euch die Hand“, befahl er nun. „Du“, fuhr er, zu dem Bräutigam gewendet, fort, „schwörst, diese als Deine rechtmäßige Frau zu betrachten und sie nie zu verlassen. Du, Abile, schwörst, ihn zu lieben, ihm zu gehorchen und Dich.“ — hier wurde seine Stimme noch düsterer und gutturalähnlicher — „wenn er Dich verstoßt, nach unserer Sitte zu rächen.“

„Ich schwöre“, sprach jedes der jungen Leute und trant dann aus dem Glase.

„Und so sicher als dieses Blut nicht mehr in seine Adern zurückkehrt“, schloß Tjakra-Api und goß den Rest des Glases auf den Grund, „so gewiß werde ich über die Erfüllung eurer Eide wachen.“

„Il allah il allah, mohamad ras il allah! Allah allein weiß, was gut ist. Geht und denkt beständig an diese Stunde“, fügte der alte Hadje bei.

„Du mußt noch“, sagte von Stauffenegg zu dem Malaien, indem er glücklich lächelnd seiner nun angetrauten schönen Frau einen Kuß auf die Lippen drückte, „den Brautsegen empfangen, wie es die Landessitte heischt.“ Bei diesen Worten holte er eine Börse aus seiner Tasche, welche er ihm überreichte. „Ich schäme mich fast, daß ich Dir nicht mehr als fünfzig Goldstücke geben kann; aber Du weißt, daß ich Dir eben so viele Tons gäbe für die Hand Deiner Schwester, denn mein Glück kann ich nach Geld ja gar nicht schätzen.“

„Es ist ja nur eine Formalität“, erwiderte Tjakra-Api lächelnd, indem er die Börse nahm. Er nahm ein Goldstück heraus, steckte es in seinen Gürtel und gab die Börse dann an seine Schwester.

„Du wirst dies Geld brauchen können, wenn Du mit Deinem Manne nach Celebes gehst“, sagte er.

„Aber denkst Du denn daran, daß ich Abile mit dorthin nehmen soll?“ fragte Stauffenegg, indem er den jungen Malaien erstaunt anblickte. „Meine Frau würde ja sterben, wenn ich ihr die Anstrengungen eines so mühseligen Zuges zumuten würde.“

„Und warum soll ich nicht mitgehen?“ fiel Abile ihm in die Rede. „Glaubst Du, ich sei ein so schwaches Geschöpf, daß ich in meinem Vaterland eine kleine Reise nicht aushielte? Und wer würde Dich auf Celebes denn bedienen und Dich lieb haben, wenn ich nicht da wäre?“

Sie sprach diese Worte in so liebreichem Tone und blickte ihn mit ihren dunklen Augen so bittend an, daß er sie zur Antwort nur in seine Arme schloß und zärtlich küßte.

„Die Frau gehört ihrem Mann an in Leid und Freud, in Not und Tod“, sagte ruhig der junge Malaie. „Als meine Schwester beschloß, Deine Frau zu werden, konnte sie nicht daran denken, eine Ausnahme zu machen. Wenn Du befehlst, soll sie zurückbleiben, aber sie wird trauern. Sie kann Dir aber, wenn sie mitgeht, da Du noch nicht lange bei uns wohnst und die Sitten und Gefahren zu wenig kennst, von großem Nutzen sein. Es ist gebräuchlich, daß die Kommandanten eurer Soldaten ihre Frauen mitnehmen, und so soll auch Abile mit Dir gehen, ausgenommen Du willst es nicht.“

Stauffenegg, der schon mit Kummer daran gedacht hatte, daß er sein jung angetrautes Weib so bald wieder verlassen müsse, war überglücklich bei dem Gedanken, daß diese Trennung nicht stattfinden würde. Er versprach Tjakra-Api, seine Schwester wie sein Auge zu beschirmen und für sie wie für ein zärtlich geliebtes Kind zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarische Bauern.

(Bild S. 160.)

Wir haben im vorigen Heft eine Anzahl Bilder vom Straßenleben in Rußland gegeben, die uns das Treiben in den bulgarischen Städten veranschaulichten. Heute wollen wir unseren Lesern eine Bauernfamilie vorführen, wie man solchen bei Reisen durch das Land begegnet. Auf den schlechten Wegen bewegen sich da langsam die plumpen Ochsenarren, beladen mit Früchten für die Märkte; der, welchen unser Bild zeigt, mit neuem Schilfrohr für das alte Haus. Armut und Schmutz sind hervorragende Eigentümlichkeiten des bulgarischen Bauernstandes, der sehr zur Indolenz neigt und am liebsten unter dem Pflaumenbaum liegend sein Leben zubringen möchte. Das Äußere dieser Bauern ist sehr südlich, doch mehr slavisch als italienisch. Unter den Frauen finden sich nicht selten große Schönheiten, die jedoch bei der harten Arbeit und schlechten Nahrung sehr schnell welken und dann leicht in hegenartige Häßlichkeit übergehen, wozu die scharfe Nase und das dunkelglühende Auge viel beiträgt. Die Männer sind nicht groß, aber geschmeidige Gestalten von melancholischer, phlegmatischer Gemütsart, in Aufregung jedoch zu Gewaltthaten geneigt. Die Regierung Alexanders I. hat hier ein sehr wichtiges Feld zum Bessern und zur Zivilisation, welcher die Bulgaren durchaus nicht unzugänglich sind. Hoffen wir, daß die Neugestaltung der Dinge dem bulgarischen Volke zu besserem Fortschritt auf dieser Bahn verhelfen möge.

Die Quellen des Gelben und Blauen Flusses.

Der Oberst Brievalsky im russischen Generalstabe hat auf einer kürzlich unternommenen Reise die Quellen des Gelben und des Blauen Flusses entdeckt, welche die Chinesen trotz aller Bemühungen bisher nicht aufgefunden hatten. Diese Quellen befinden sich auf dem Gipfel des Bourkhan-Bouddah, diejenigen des Gelben Flusses (Hoangho) in einer Höhe von 13,000 Fuß, von wo sie als zwei kleine Wasseradern ausgehen, um im lumpigen Thale von Odon-Tala durch zahlreiche andere Quellen verstärkt zu werden. Die Quellen des Blauen Flusses (Yang tse kiang) entstehen in derselben Gegend in 12,700 Fuß absoluter Höhe. Es ist dies die erste wissenschaftliche Erforschung einer bisher vollkommen unbekannten Region.

*) Feuerpfeil.

**) Edelsteine.

***) Gold.

*) Indischer Frauenrock ohne Bund.

**) Priester.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Befremdet blickte Hermann den Vetter an, der mit zitternder Hand das Glas zum Munde führte.

„Du wirst doch ein Duell nicht fürchten?“ fragte er. „Das wäre mit der Thatsache, daß Du früher den Degen getragen hast, unvereinbar.“

„Nein, nein, von Furcht kann keine Rede sein, jeden

Zweifel an meinem Mut würde ich als eine persönliche Beleidigung betrachten. Aber ich hasse alles, was Aufsehen erregt, und ich bestreite dem Hauptmann jede Berechtigung zu einem feindseligen Auftreten gegen mich. Wenn er glaubt, die Hand Hertha's beanspruchen zu dürfen, so werde ich ihm dieses Recht nicht streitig machen.“

„Verzeihe, die Dinge liegen genau so, wie ich sie Dir geschildert habe,“ fiel Hermann ihm ungeduldig in die Rede, „Rechte besitzt Galen nicht, mein Papa wird sie ihm auch niemals einräumen. Deiner Verlobung mit Hertha steht also nichts im Wege, und je eher sie erfolgt, desto besser ist es für uns alle. Der Thatsache, die er nicht ändern kann, wird Galen sich fügen, der Erbschaftsprozess hat dann auch sein Ende erreicht.“

„Ihn zu beenden, hängt nur von dem Willen Deines

Vaters ab, wie er begonnen werden konnte, ist mir überhaupt unbegreiflich.“

„Wir wollen das jetzt nicht erörtern, Franz, die Gründe, die meinen Vater dazu nötigten, sind Dir ja bekannt. Ich habe Dir einen wohlgemeinten Rat gegeben, Du wirst es nicht bereuen, wenn Du ihn befolgst, natürlich vorausgesetzt, daß Du die ernste Absicht hegst, Hertha als Deine Gattin heimzuführen.“

„Gewiß hege ich diese Absicht!“

„Dann zaudere auch nicht länger, die Verlobung perfekt zu machen.“

„Kannst Du mir dafür garantiren, daß Hertha mir das Jawort geben wird?“ fragte der Baron mit einem lauernden Blick.

„Ich wüßte nicht, weshalb sie es Dir verweigern sollte!“



1. Der Brunnen an der Bai. — 2. Mattonistraße in Alt-Mentone. — 3. Die älteste Straße. — 4. Olivenmühle. — 5. Vermahlungsmühle bei Bordighera. — 6. Straßenwinkel in Alt-Mentone.

Bilder aus Mentone. Zeichnung von G. Durand. (S. 167.)

„Aber ich weiß es; der Hauptmann steht zwischen ihr und mir, und ich habe keine Lust, mir einen Korb zu holen.“

„Ich glaube Dir mein Wort darauf geben zu dürfen, daß Du das nicht zu befürchten hast!“

Franz von Helbern schüttelte zweifelnd das Haupt, sein Blick streifte dann und wann mit einem forschenden Ausdruck verstohlen das blasser Antlitz Hermanns.

Sie waren inzwischen beim Dessert angelangt, das aus Obst und Backwerk bestand; der Baron schob seinen Teller zurück und legte die Serviette hin.

„Du bist in diesem Punkte nicht ehrlich, mein Freund,“ sagte er sarkastisch, „Du sagst mir das alles, weil Du die Verlobung wünschst. Reden wir heute nicht mehr davon, ich werde die erste günstige Gelegenheit benützen, um mir über die Gefühle Hertha's Gewißheit zu verschaffen, dann muß es sich ja finden, ob meine Verlobung mit ihr in der Möglichkeit liegt. Was Deinen andern Rat betrifft, so

werde ich ihn befolgen und die Begegnung mit dem Eisenfresser vermeiden; im übrigen könnte es ihm nicht schaden, wenn Du ihn auf die Folgen seines unmotivierten Hasses aufmerksam machen wolltest. Und nun genug davon!“

„Wie Du willst!“ erwiderte Hermann, der emsig beschäftigt war, die Dessertschüsseln zu leeren. „Ich hab's dem Hauptmann gegenüber an ernststen Warnungen nicht fehlen lassen; vermeidest Du es nun, mit ihm zusammenzutreffen, so wird sein Haß Dir wohl nicht gefährlich werden. Du sprachst vorhin von einem Darlehen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause zögernd fort, „ich befinde mich augenblicklich allerdings in einiger Verlegenheit, aber ich würde Dir nichts davon gesagt haben, wenn Du mir nicht zuvorgekommen wärst. Wenn Du mir hundert Thaler leihen wolltest, so wäre ich Dir dafür sehr dankbar.“

Franz von Helbern holte sein Portefeuille aus der Tasche und legte eine Banknote vor sich hin.

„Ich verleihe grundsätzlich kein Geld,“ sagte er, „denn nichts gefährdet mehr die Freundschaft als dies. Aber bei Dir will ich eine Ausnahme machen, hier ist das Geld und dort auf meinem Schreibtisch findest Du alles, was Du bedarfst, fertige mir einen Schuldschein aus.“

Der Lieutenant hatte bereits die Banknote aufgenommen, er trällerte eine Opernarie, während er zum Schreibtisch ging.

„Ich könnte darin eigentlich ein Mißtrauen erblicken,“ scherzte er, ohne den verächtlichen Blick zu bemerken, mit dem der Baron ihn beobachtete; „unter Verwandten und intimen Freunden stellt man keine Schuldscheine aus.“

„Darüber denke ich anders, ich habe in allen Dingen gerne Ordnung,“ fiel der Baron ihm kühl und gemessen in die Rede. „Ich glaube, wenn ich mich auf Geldgeschäfte verlegen wollte, so könnte ich ein sehr hartherziger Buchhalter werden, ich habe jetzt den Wert und die Macht des Geldes kennen gelernt.“

Aufpassen! Vorgelesen! Originalzeichnung von Wilh. Humer.



Lachend überreichte Hermann seinem Vetter den Schuldschein.

"Genügen Dir diese Zeilen?" fragte er.

"Vollständig!"

"Na, dann sage ich Dir meinen besten Dank, man fühlt sich doch ganz anders, wenn man Geld in der Tasche hat. Au revoir! Denk inzwischen über meinen Rat nach und beherzige ihn."

Der Blick des Barons ruhte lange auf der Thür, hinter der sein Vetter verschwunden war.

"Daß ich mich auch noch mit diesen Leuten herumzuschlagen muß!" sagte er ärgerlich. "Verschuldet bis über die Ohren, setzen sie ihre letzte Hoffnung auf die Erbschaft; der Kampf mit mir ist ausichtslos für sie, aber sie werden ihn mit einer Hartnäckigkeit führen, die mich vielleicht monatelang hier festhalten kann. Die Verlobung mit Hertha ist das einzige Mittel, ihn rasch zu beenden, und wenn einmal die Siegel abgenommen sind, dann —"

Er beendete den Satz nicht, horchend hielt er das Haupt eine geraume Weile erhoben, dann schlich er auf den Fußspitzen hinüber in die Gemächer seines Oheims.

Er öffnete die Thüre des Bibliothekszimmers und betrachtete die Tapetenwand, er nahm die Bücher, die an dieser Wand standen, von den staubbedeckten Brettern und klopste mit dem Zeigefinger leise auf die Tapete.

"Wie unvorsichtig, die Wertpapiere in diesem Schrank zu lassen!" murmelte er. "Wenn Feuer ausbricht, sind sie unrettbar verloren, hier muß ja alles wie Zunder brennen."

Erschreckt fuhr er zusammen, die Stimme Huldas hatte ihn plötzlich aus seinem Brüten geweckt.

"Verzeihen Sie, Herr Baron, es ist ein Mann draußen, der mit Ihnen zu reden wünscht," sagte sie.

Franz von Feldern hatte rasch seine Fassung wieder gefunden.

"Sie müssen anklopfen, ehe Sie eintreten," zürnte er.

"Ich hab's gethan, aber ich erhielt keine Antwort."

"Dann klopfen Sie nochmals so lange, bis ich antworte! Wie heißt der Mann, und was will er von mir?"

"Moritz Wurm; was er will, weiß ich nicht."

"Und ich kenne keinen Wurm, aber da er einmal da ist, führen Sie ihn in mein Zimmer, ich komme sogleich."

Er stellte die Bücher wieder an ihren Ort und heftete den Blick noch einmal auf den Schreibsekretär.

"Was wird's sein?" brummte er. "Wahrscheinlich eine Vettelei; in Zukunft darf nicht jeder vorgelassen werden, die Leute sollen vorher sagen, was sie wollen."

Er ging ins Wohnzimmer; in schüchterner, demüthiger Haltung stand der kleine Buchbinder an der Thüre.

"Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Baron?" fragte er.

"Nein," lautete die barsche Antwort.

"Ich bin ja Moritz, Ihr früherer Bursche," fuhr Wurm fort, in dessen ehrlichen Zügen erwachendes Mißtrauen sich spiegelte.

"So sehr hab ich mich doch nicht verändert —"

"Ah, der Moritz!" unterbrach der Baron ihn rasch, während er ihn abermals mit forschendem Blick musterte.

"Ja, jetzt erkenne ich Euch, allerdings habt Ihr Euch verändert, wenn Ihr auch seitdem keinen Zoll mehr gewachsen seid. Wie geht's Euch?"

"Ich danke, Herr Baron, ich kann nicht klagen, ich habe Arbeit genug und Sie wissen ja, ich bin leicht zufrieden zu stellen."

"Ihr betreibt ein Handwerk?"

"Ich bin Buchbinder."

Der Baron hatte sich in seinen Sessel niedergelassen, er spielte nachlässig mit seiner Uhrkette.

"Findet Ihr, daß ich mich sehr verändert habe?" fragte er.

"Sehr, Herr Baron!" nickte Wurm.

"Das macht das heiße Klima, in dem ich so lange lebte. Wollt Ihr wieder mein Diener werden?"

"Das doch nicht, ich bin ja nun selbständig und mein ganzes Streben geht dahin, den eigenen Herd zu gründen."

"Und ich soll Euch nun helfen, dieses Ziel zu erreichen?"

"Ich verlange nichts für mich, Herr Baron," entgegnete Wurm mit leichtem Kopfschütteln, "ich komme in einer andern Angelegenheit zu Ihnen, es ist ein Akt der Gerechtigkeit, was ich von Ihnen zu fordern mir erlaube, Sie werden sich Ihrer früheren Fräulein Braut noch erinnern —"

"Mit allen Erinnerungen aus vergangener Zeit möchte ich verschont bleiben," fiel der Baron ihm abermals in die Rede; "mit dem, was hinter mir liegt, habe ich abgeschlossen, es war nicht viel Erfreuliches, Ihr werdet das ja wissen."

"Wehl weiß ich es, Herr Baron," sagte der Buchbinder ernst, "aber begangenes Unrecht wieder gut zu machen, ist Ehrensache. Fräulein Therese Lenders ruht schon lange unter dem Rasen, sie hinterließ ein Kind und eine Schwester, und die Schwester hat sich des verwaisten Kindes angenommen. Das ist eine große Last für sie, denn sie muß als Nähterin sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, und das Kind wird älter und kostet mit jedem Tage mehr. Der alte Lenders, der früher reich genannt wurde, hat statt eines großen Vermögens nur Schulden hinterlassen, und da Sie der Vater des Kindes sind, so darf ich mir wohl erlauben, Ihnen dies alles mitzuteilen."

Franz von Feldern blickte finster in die Glut seiner Cigarre, diese Mittheilungen schienen einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn zu machen.

"Was veranlaßt Euch, so großes Interesse an dieser Geschichte zu nehmen?" fragte er.

"Fräulein Lenders wohnt mit mir unter demselben Dach, so sehe ich die Armut jeden Tag," antwortete Wurm.

"Am Ende seid Ihr verliebt in sie?"

"Herr Baron, wenn ich es bin, und ich leugne das nicht, so ist es keine Sache, über die man spotten darf," sagte der Buchbinder, das Haupt erhebend und sich hoch aufrichtend. "Es ist eine Liebe in allen Ehren, rein wie die Sonne und dennoch hoffnungslos! Fräulein Lenders ist zu fein erzogen für mich, sie muß einen gebildeten Mann haben, das weiß ich und darum wage ich auch nicht, ihr meine Hand anzubieten. Und wenn ich es dennoch wagen wollte, so darf ich es doch jetzt nicht thun, nicht, so lange sie in diesen drückenden Sorgen ist, es würde ja aussehen, als ob ich es aus Varmherzigkeit thäte, und ihr Stolz müßte ihr verbieten, das anzunehmen."

Der Baron blies einige Rauchwölken vor sich hin und sah ihnen mit spöttischem Lächeln nach; die Treuherzigkeit des kleinen Mannes schien ihm durchaus nicht zu imponiren.

"Die Schuld lag wohl auf beiden Seiten, daß das Kind zur Welt kam," sagte er ironisch, "zudem habe ich auch keine Sicherheit, daß ich der Vater sein soll —"

"Herr Baron!" rief Wurm entrüstet, und der jäh auflodernde Zorn blühte jetzt aus seinen Augen. "Die Todten soll man ruhen lassen, und Ihre unglückliche Braut jetzt noch zu beschimpfen, dazu haben Sie nicht die mindeste Berechtigung. Sie waren doch früher so weich und so gutherzig, wie sehr muß Ihr Gemüt sich bei der Jagd nach dem Reichtum verhärtet haben!"

"Machen wir dem Geschwätz ein Ende!" sagte Franz von Feldern unwirsch. "Was soll ich für das Kind thun? Verlangt Ihr, daß ich es adoptire?"

"Nein, denn ich weiß, daß Sie das nicht thun würden, und wo das Kind jetzt ist, da ist es gut aufgehoben. Es hat genug daran zu tragen, daß es den Namen seines Vaters nicht führen darf; jetzt freilich noch nicht, aber später, wenn es erwachsen ist, so lassen Sie ihm wenigstens eine gute Erziehung geben, damit es festen Boden unter den Füßen gewinnt. Deponiren Sie hier ein Kapital, von dem die Tante des Kindes die Zinsen erhält; Sie dürfen darauf vertrauen, daß das Geld gut angewendet wird. Wenn es nur so viel ist, daß das Kind anständig gekleidet, ernährt und in eine gute Schule geschickt werden kann, das genügt schon, alles übrige dürfen Sie getrost seiner Tante und mir überlassen."

Der Baron hatte sich erhoben; er durchmaß das Zimmer einmal mit großen Schritten.

"Ich will mir das überlegen," sagte er nach einer Pause.

"Was ist da viel zu überlegen? Es gilt, bezagones Unrecht wieder gut zu machen, da dürfen Sie nicht zaudern. Wenn ich ein reicher Mann wäre, so hätte ich schon längst diese alte Schuld für Sie übernommen; weiß Gott, ich würde Sie nicht daran mahnen, mit solchen Mahnungen ist man ja niemals willkommen. Aber ich kann's nicht —"

"Und ich kann's augenblicklich auch nicht," unterbrach der Baron ihn rasch, "meine Verwandten machen mir die Erbschaft hier streitig, und was ich von drüben mitgebracht habe, das ist meine Reiskasse, die ich zu solchen Zwecken nicht angreifen darf. Wenn geholfen werden soll, dann muß es auch ordentlich geschehen, und das kann ich erst dann, wenn der Prozeß hier beendet und die Erbschaft in meinen Händen ist."

"Und dann wollen Sie es wirklich thun?" fragte Moritz Wurm, in dessen Zügen ernste Zweifel sich spiegelten.

"Ja, dann will ich es thun, aber bis dahin soll man mich mit dieser Geschichte nicht mehr belästigen."

"Ich werde warten!"

"Es bleibt Euch nichts anderes übrig! Einstweilen nehmt dies, kauft dem Kinde dafür, was es nötig hat."

Er hatte ein Goldstück auf den Tisch geworfen, Moritz Wurm trat mit einer raschen, ablehnenden Gebärde zurück.

"So war's nicht gemeint, Herr Baron," sagte er, und seine Stimme klang jetzt schärfer, "ein Almosen habe ich nicht verlangt und ich nehme es auch nicht an. Das Kind hat, Gott sei Dank, noch keine Not gelitten; ich fordere nur das, was es von Rechts wegen beanspruchen darf, und da Sie die Erfüllung dieser Forderung mir zugesagt haben, so will ich mich gedulden, bis Sie über die nötigen Mittel verfügen können. Wenn Sie das Kind sehen wollen, so kommen Sie zu mir, es wird mir eine Ehre sein, Sie in meiner bescheidenen Wohnung zu empfangen, Schäferstraße Nummer vierzehn; Sie können auch meinen Namen und meine Wohnung im Adressbuch finden. Also auf Wiedersehen, Herr Baron, ich verlasse mich auf Ihr Wort!"

Der Baron nickte herablassend, Moritz Wurm ging mit einer steifen Verbeugung hinaus; er schüttelte mehrmals das Haupt, als er mit dem Hut in der Hand die Treppe hinunterstieg.

Am Fuß der Treppe wartete Kaspar auf ihn; der alte Mann empfing ihn mit einem ungeduldig fragenden Blick.

"Ich finde ihn sehr verändert," sagte Wurm, "wenn er nicht hier im Hause seines Oheims wohnte, so würde ich nicht glauben, daß es derselbe Baron von Feldern sei, dem ich ein ganzes Jahr lang treu gedient habe."

"Ja, das sagte ich auch," erwiderte Kaspar, "aber wenn man wieder länger mit ihm verkehrt hat, dann fällt's nicht mehr auf."

"Man gewöhnt sich eben an alles," fuhr der Buchbinder achselzuckend fort, "aber eins thut mir leid, und das kann ich nur schwer überwinden. Er hat sein gutes Herz nicht wieder mitgebracht; mir scheint, er ist hart und geizig geworden —"

"So habt Ihr nichts erreicht?"

"Nur ein Versprechen; erst wenn der Prozeß hier beendet ist, will er für das Kind etwas thun."

"Ich dachte es mir, daß er nicht sofort zusagte," erwiderte der alte Mann, während er langsam die Hausthür öffnete; "es war ihm sicher nicht angenehm, daß er an das Kind erinnert wurde. Solche Kinder vergißt ein vornehmer Herr gerne."

Moritz Wurm nickte schweigend und reichte dem alten Diener die Hand, dann trat er mit geknicktem Haupt auf die Straße hinaus.

Er hatte Hulda nicht bemerkt, die während seiner Unterredung mit Kaspar auf der Treppe stand, der alte Mann sah sie, als er sich umwandte, und ihre horchende Miene mochte ihm wohl missfallen.

"Was habt Ihr zu spioniren?" fragte er unwillig. "Ein gutes Gefinde darf sich nur um seine Arbeit bekümmern und nichts anderes sehen noch hören, merkt Euch das!"

"Die gute Lehre war unnötig," erwiderte Hulda heiter, "ich denke nicht daran, hier Geheimnisse zu erforschen, die mir wohl nur Kopfweh machen möchten, aber wenn Geheimnisse verhandelt werden, darf's nicht im Flur geschehen."

"Wir haben hier keine Geheimnisse!" knurrte Kaspar, der an der Thür der Gefindestube stehen blieb.

"Dann habt ihr ja auch nichts von Lauscherohren zu fürchten," scherzte Hulda, ihm einen Blick zuwerfend, der sein Mißtrauen und seinen Groll entwaschen mußte, und ehe er eine Antwort geben konnte, war sie mit silberhellem Lachen hinter der Hofthüre seinem Blick entchwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schillerfeier in Lößwitz und Blasewitz,

den 12. September 1885.

(Von E. 161.)

Nach der am 13. Januar 1782 mit großem Beifall erfolgten ersten Aufführung seines Trauerspiels „Die Räuber“ wandte der damalige Regimentsmedikus Schiller beinahe fünfzig Jahre den Künsten, um, ebenso glänzende Hoffnungen auf seinen „Fiesko“ setzend, da draußen in der fremden Welt um individuelle Freiheit und neue Ehren zu ringen. Seine Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht und jorgenschwer irrte er umher, bis er durch die edle Frau von Wolzogen in Bauerbach bei Weiningen ein Asyl fand. Bald darauf, und zwar am 1. September 1783, legte ihn Freiherr von Dalberg in Mannheim wohl als Theaterdichter ein; allein sein Jahresgehalt betrug nur 300 Gulden, Fiesko fand eine laue Aufnahme, und Zerwürfnisse mit Dalberg, sowie die stets wachsenden materiellen Sorgen vertrieben den Aufenthalt in Mannheim in einem Grade, daß die Nation, wenn nicht ein Umschwung in seiner Stimmung eintrat, den großen Dichter in einem ähnlichen Jugendalter verloren haben würde, wie später die hochbegabten Dramatiker Heinrich von Kleist und Theodor Körner. Da trat plötzlich eine Wendung ein. Schiller erhielt von zwei Brautpaaren aus Leipzig ein Postpaket, enthaltend einen Huldigungsbrief und eine gestickte Brieftasche, zugelandet. Der Brief trug keine Unterschriften, dafür aber die von Damenhands mit Silberstift kunstvoll gezeichneten Porträts der Abjender, nämlich des Oberkonsistorialrats Dr. Chr. Gottfr. Körner (Theodor Körners Vater), seiner Braut Minna Stod, L. Hubers und dessen Braut Dora, geborene Stod. Nun entstand der uns erhaltene Briefwechsel zwischen Körner und Schiller, welcher zu einem Freundschaftsbunde führte von seltener Innigkeit und Höhe. Körner ließ Schiller durch den Buchhändler Götzgen 100 Dukaten überweisen, damit er seine Verbindlichkeiten in Mannheim lösen und nach Saalfeld überbedeln konnte. „Ein Jahr laß mir die Freude“ — schrieb Körner — „Ich aus der Notwendigkeit des Broterwerbes zu leben“ und so weiter. Am 12. September 1785 traf Schiller von Leipzig aus bei dem Rat Körner in Dresden ein. Schillers Herz jubelte auf. Im Besitz der Liebe seiner begehrtesten Freunde und der Hochachtung zweier ausgezeichneten Frauen, die im Körnerschen Beistand in reizender Weise schalteten, erlebte Schiller hier eine innerliche Befreiung und glückselige Erhebung. Diese Wendung in Schillers Leben feierte das Jubiläum, dem unsere Bildseite hier gewidmet ist.

Am 12. September dieses Jahrs, als die Mittagsonne freundlich über dem Elbthal stand, hatte sich im Schillergarten zu Blasewitz ein tausendköpfiges Publikum, zum großen Teile bestehend aus den Vertretern der Aristokratie und der schöngestimmten Welt Dresdens, in lebhafter Feststimmung versammelt, und aller Blicke waren nach dem jenseits der Elbe liegenden Lößwitz gerichtet, wo Schiller in einem kleinen Weinbergshäuschen Körners von 1785 bis 1787 den größten Teil des „Don Carlos“ schrieb. Von dort, aus dem reichgeschmückten Schillerhäuschen, bewegte sich plötzlich unter Glockengeläut und den diesseitigen Klängen der Tannhäuser-Ouvertüre eine interessante Gesellschaft an das Ufer, stieg in einer Flottille vom Strande und landete wenig Minuten später unter Kanonendonner und Glockengeläut in Blasewitz. Ihr entgegen traten sich zum Empfang der kurfürstliche Kapellmeister Roumann (Residenztheaterdirektor Carl) und der Dorfschulze von Blasewitz (Schulldirektor Müller), in dessen Gefolge sich die Gattin von Blasewitz (Frau Bauer-Körner) befand. Den Nachen (vom Ruderklub „Albis“ gestellt und in Kostümen bedient) entstieg nun zuerst die Gestalt des gefeierten Gastes Friedrich Schiller (Hofschauspieler Hartmann), sodann Rat Körner (Hofschauspieler Spieß) mit seiner Gemahlin und Schwägerin Dora, nebst einer Anzahl von Freunden und Verehrern des Dichters. Der kurfürstliche Kapellmeister Roumann begrüßte seinen Besuch durch eine Umarmung, während der Dorfschulze seinen Gruß in gebundener Rede sprach. Die historische Treue der Kostüme, sowie die Porträtähnlichkeit aller Mitwirkenden mit den darzustellenden Gestalten war von selbsterleuchtender Wirkung. In das Hoch auf Schiller, welches der Dorfschulze am Schluß seiner Rede ausbrachte, stimmte die ganze Festversammlung jubelnd mit ein, und die hierauf folgende Aufführung des

Schlesinger'schen Lustspiels: „Die Guckel von Blasewitz“, fand einen nicht enden wollenden Beifall. Hieran reihten sich die verdienstvollen Gesangsleistungen des Dresdener Lehrergesangsvereins unter Leitung des Hoforganisten Ehm. Kretschmer, aus denen namentlich der Festgesang „An die Künstler“ und Körners „Gebet vor der Schlacht“ genannt werden müssen. Unter den Klängen des Gärtnerschen Musikchores übertrafen demnächst Lichtbilder von Rändler, mit verbindendem Text vorgeführt, und zum Schluss die prächtige „Apotheose Schillers“ das Publikum. Hierbei gruppierten sich um den Dichter (ebenfalls von Hofkapellmeister Hartmann verkörpert) die berühmten Bühnengestalten Wallenstein, Tell, Maria, Eboli, Jungfrau, Ferdinand und so weiter, die unter den Klängen des „Lied an die Freude“ bei ihrem Erscheinen von mächtigster Wirkung waren und auch unserm Zeichner als Vorwurf gedient haben. Regster Aufmerksamkeit erfreute sich auch die Guckel von Blasewitz; doch sei bei dieser Gelegenheit einmal betont, daß gerade diese vollstündliche Gestalt die geringste historische Veredlung hat. Die Tochter des kurfürstlichen Leibjagdschützen Christoph Sejedon, nach ihrem Vornamen Justine — Guckel genannt, hat bis zu ihrem am 24. Februar 1856 in Dresden erfolgten Tode fast nichts von ihrer Begegnung mit Schiller zu sagen gewußt. Es zählt zu den Gepflogenheiten der Biographen, in die Lebensscenen großer Männer dergleichen Gestalten aus den Coulissen zu schieben, und das Volk gewinnt sie um des Helden willen lieb. Allein es liegt wohl nicht im Wesen der weiblichen Jugend, ohne weiteres den Kredit auf die Zukunft gelten zu lassen, den das Genie in seiner Entwicklung fordert; schon deshalb haben dergleichen Anekdoten aus dem Leben großer Männer, zumal bei den Germanen, fast gar keine Realität. Der Vetterhain eines hohen Geistes ist hier einmal lächelnd auf eine volle Wegrose gefallen, die aber ihr rotes Haupt zerstreut zur Seite neigte, als ob sie in praktische Betrachtungen über die Beschaffenheit des Bodens vertieft sei, der ihren Wurzeln immer neue Kräfte verleiht.

Bernhard Jankowich.

Mentone.

(Bild S. 104.)

Das reizende Städtchen Mentone am Meerbusen von Genua, aber schon im Gebiet der französischen Meerengen gelegen, hat in dem letzten Jahrzehnt große Bedeutung gewonnen als klimatischer Kurort, während es bisher nur besucht war seiner reizenden Lage und der herrlichen südlichen Vegetation wegen, die jener am Golf von Neapel nichts nachgibt. Die Stadt hat nicht mehr als sieben-tausend ständige Einwohner und zeigt ein zwiefaches Gesicht. Das eine ist die Physiognomie eines italienischen Küstenstädtchens mit steilen, engen, malerisch fest angelegten und gewundenen Straßen, mit Bogen, welche die gegenüber stehenden Häuser stützen, mit echt italienischen Winkeln, Brunnen, Feldjagden; das andere ist ein elegantes Villenquartier, das die Fremden bewohnen. Dort findet man herrliche Gärten mit blühenden Rosen und Veilchen, mitten im Winter von Palmen überzogen, ewig grünes Buschwerk, stets hellgrüne Rasenplätze und Marmorbänke unter Lorbeer- und Orangenbäumen, indes die Gassen des alten Mentone mit ihrer dunklen italienisch-französischen Einwohnerheit hinaufführen zu steilen Oliven- oder feigen Weinbergen, oder hinab zum Strande, zum Arbeits- und Tummelplatz der Fischer und Fischer. Unsere Illustrationen lassen hier den Leser einige sehr originelle und malerische Gassen, Winkel und Plätze der Altstadt von Mentone schauen, deren nähere Bezeichnung die einzelnen Bildunterschriften angeben.



Aus allen Gebieten.

Bereitung des Apfelweines.

Ueber die Bereitung und das Ablassen des Apfelweines sagt Professor J. Reiter in der „Wochenchrift des landwirtschaftlichen Vereins in Baden“ folgendes: „Man nehme zur Bereitung von Apfelwein möglichst reifes Obst. Saure Herbst- und Winteräpfel läßt man zweckmäßig vor der Verwendung 14 Tage bis 3 Wochen liegen. Es empfiehlt sich, saure und weniger saure Obstsorten mit einander zu mischen. Beim Sammeln des Obstes, beim Zerquetschen desselben auf der Reiter u. s. w. ist die größte Reinlichkeit zu beobachten. Saures Obst kann dem Obstwein einen unangenehmen Beigeschmack erteilen. Um ein späteres Gär-, Grün- oder Schwarzwerden zu verhüten, ist es notwendig, darauf zu achten, daß kein Eisen, z. B. Nägel u., in die zerstampfte Masse gelangen. Gutes Zerkleinern liefert mehr und besseren Obstwein. Bei gutem Obst empfiehlt es sich, die zerstampfte Masse vor dem Reiten ein bis zwei Tage stehen zu lassen; dabei muß dieselbe aber oft gut durcheinander gearbeitet und zur Abhaltung der Luft jeweils wieder zugedeckt werden. Das Auspressen darf nicht zu langsam geschehen, um die Bildung von Essigsäure zu verhüten. Soll Wasser zugesetzt werden, so ist es am besten, die ausgepresste Trester damit 24 Stunden stehen zu lassen und dann nochmals abzupressen. Es empfiehlt sich, zur Herstellung eines haltbaren guten Getränkes für jeden Hektoliter Wasser 20 Pfund Roh- oder Rübenzucker zuzusetzen. Hat kein Wasserzucker stattgefunden, so wird durch Zusatz von 3 bis 4 Pfund Zucker per Hektoliter Most das Produkt wesentlich besser. Nach Vollendung der Hauptgärung wird der Most in ein gut gereinigtes, schwach mit Schwefel eingebranntes Faß abgelassen. Zur Verhütung von Weinkrankheiten müssen die Fässer möglichst voll gehalten und nach vollendeter Gärung gut zugespundet werden. — Die Frage,

ob der Obstwein von der Hefe abgelassen werden soll oder nicht, wird in verschiedener Weise beantwortet. Nach meinen Erfahrungen ist das Stehenlassen des Obstes immer gewagt, wenn man nicht Fässer oder Ständer verwendet, bei welchen man die Luft gut abhalten kann, da sich sonst aus Weingeist Essigsäure bildet und der Most zuweilen vollständig verdirbt. Will man den Most ablassen, so muß dies frühzeitig geschehen, damit durch die Nachgärung die beim Ablassen entweichende Kohlensäure wieder ersetzt wird. Tritt nach dem Ablassen keine Gärung ein oder ist der Most schwach, so setzt man dem Hektoliter desselben 2 bis 4 Pfund Zucker zu, ohne das Faß fest zu schließen. Die Luft hält man vermittelst eines Rahmenhüters oder mittelst eines Sandjacks ab.“

Ueber das Reinigen von feinfarbigen, empfindlichen und namentlich gefärbten Stoffen, Teppichen etc.

Nachdem alle derartigen Waren zusammengelesen, teile man sie, damit die zartesten Farben zuerst in die Lösungen kommen. Man bereite die Seifenlauge und Spülbäder fertig, ehe man die Waren anseufcht. Die ersten beiden Seifenlösungen aus völlig neutraler, milder, unverfälschter Seife müssen ganz kalt angewendet werden und auf keinen Fall darf man Soda dazu nehmen; im dritten Zuber wird lauwarm gespült und im vierten kalt. Man hebe die Farben durch nochmaliges Spülen mit Hinzufügen von etwas Essigsäure und arbeite in den Seifenzubern so schnell als möglich. Dann quetsche man die Ware beim Spülen, spüle die Seife so gut als möglich aus, so daß die Säure so viel als möglich auf die Farben wirken und sie heben kann. Viele Wälder erzielen bei derartigen Waren schlechte Farben, dies liegt hauptsächlich daran, daß die Seife nicht vollständig von den Stoffen gespült ist, bevor diese zum Auffrischen der Farben gespült werden. Während letzteres geschieht, presse man sie mit den Händen aus. Nach dem Reinigen besetze man die Kautschuk-Abquetschwalzen auf dem letzten Zuber. Man trage die Stoffe zusammengelegt in die Lösung und lasse sie durch die Walzen mit so viel als möglich Druck hindurchgehen. Dann lege man sie auf die entgegen-gesetzte Weise auseinander und lasse sie wieder durch die Walzen gehen, so daß wenig oder kein Wasser darin verbleibt. Dann schüttele man sie und trockne sie an einem kalten Orte oder, wenn möglich, an freier Luft. Es ist ein großer Fehler, das Trocknen von Artikeln dieser Art zu beschleunigen, da die Blumen oder gefärbten Ornamente in der Regel dabei als der Grundstoff und länger zum Trocknen brauchen; sobald der Grundstoff trocken ist, zieht er Feuchtigkeit und Farben aus den Blumen; hierin liegt die Ursache, daß viele Farben beim Trocknen verlaufen, besonders bei grüner oder gelber Seide. Mit Fuchsin gefärbte Garmenten verursachen oft beträchtliche Störungen. Wenn irgend eine der Farben in den Seifenlösungen stark abfärbt, so spüle man und lasse sie durch die Quetschwalzen gehen, anstatt sie längere Zeit zu behandeln und mit Säure zu schälen. (Aus dem empfehlenswerten Schriftchen: „Praktischer Lehrgang der Wäscherei“.)

Gutes Maßfutter für Schweine.

Um junge Schweine schnell zum Wachsen und zum Fettwerden zu bringen, wird neuerlich als erprobt angeraten, das Futter anzuführen, und dabei folgendermaßen zu verfahren: Man nimmt eine Handvoll gewöhnlichen Sauerteigs, löst ihn in einem Gefäße mit warmem Wasser auf und setzt noch ein paar Handvoll schwarzen Mehls oder Schrot und ein Viertelschen voll gekochter und kleingestampfter Kartoffeln hinzu, rührt alles gut durcheinander und läßt es die Nacht hindurch stehen, um zu gären. Am folgenden Morgen werden von diesem gesäuerten Futter ein paar Handvoll dem gewöhnlichen Futter zugefügt und mit demselben gut vermischt. Von dem gesäuerten Futter wird jedesmal eine Handvoll als Gärungsfutter zurückbehalten und jeden Abend wieder mit Mehl oder Schrot, Kartoffeln und warmem Wasser angemengt; die Nacht hindurch erfolgt dann die Gärung und am folgenden Morgen wird die Masse dem übrigen Futter wieder zugesetzt. Wenn mit dieser Fütterungsart ein Vierteljahr oder auch ein halbes Jahr fortgefahren wird, sollen die Schweine durch verhältnismäßig wenig Futter sehr fett werden.

Vermehrung der Himbeeren.

Die Vermehrung der Himbeeren findet durch Wurzelaufläufer statt. Die Verpflanzung derselben muß bei feuchtem Wetter geschehen, auch müssen die Pflanzen einigemal begossen werden, da sie keine Trockenheit vertragen. Im Herbst, beziehungsweise Frühjahr nimmt man die alten Triebe, welche bereits getragen haben, kragt den sie umgebenden Boden etwas auf und entfernt alle zu weit vom Strauche befindlichen Wurzelaufläufer. Die jungen Schößlinge werden bis zu 60–90 Centimeter Höhe abgeschnitten, und die den Strauch umgebende Erde wird sorgfältig rein gehalten. Die Himbeere gedeiht am besten an schattigen Orten und verlangt guten, lockeren, etwas fetten und ein wenig feuchten Boden. Als passenden Standort für Himbeeren kann man unter anderem eine gegen Osten oder Norden gelegene Wand bezeichnen. Man läßt die Himbeersträucher nicht gern länger als sechs Jahre auf einer Stelle.

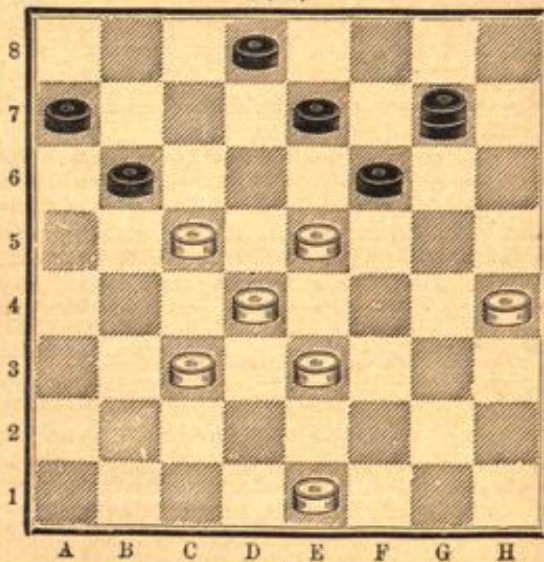
Konservierung von Holz.

Als ein gutes Mittel zur Konservierung von Holzwerk aller Art, wie Kellergelände in Brauereien und so weiter, Hopfenstangen, Baumstämme und dergleichen, hat sich nach der „Sächs. landw. Zeitung“ Phenoljinklösung bewährt. Die Lösung wird mit dem Pinzel aufgestrichen, am besten mit etwas Zinkoxyd vermischt. Es bildet sich in den Poren des Holzes eine chemische Verbindung, welche allmählich erhärtet und dem Holz eine große Widerstandsfähigkeit verleiht. Der Anstrich wird am vorteilhaftesten so oft wiederholt, als das Holz noch von der Lösung aufsaugt. Je trockener das Holz ist, desto mehr nimmt es von der Lösung auf; am besten wird die Imprägnierung an warmen, sonnigen Tagen im Freien vorgenommen. Eine derartige Präparation schließt den gemachten Erfahrungen nach die Hölzer vor Schwamm, Fäulnis und Wurmfraß und erhöht ihre Haltbarkeit auf das Dreifache. So konservierte Pfähle, die sonst alle 4–5 Jahre erneuert werden mußten, halten sich 10–12 Jahre lang, weit besser als bei der Verwendung von Theer. (Chem.-techn. Central-Anzeiger.)

Damespiel.

Aufgabe Nr. 4.

Schwarz.



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 3 in Nr. 10:

Weiß.	Schwarz.
1) E3—F4	1) D6—G1.
2) F4—E5	2) D6—F4.
3) G5—E3	3) D6—G1—G7.
4) H6—F8	4) D8—C7.
5) D7—C5	5) H8—G7.
6) D5—C4	6) G7—H6.
7) D4—E3	7) C7—B6.
8) D3—E4	8) B6—A5.
9) D4—C3	9) H6—G5.
10) D3—D2	10) G5—H4.
11) D2—E1 gewinnt.	

Rösselsprung.

in	fern	geht	troß	daß	mei-	ent-	ku-
fern	her-	mei-	gen-	naßt	so	wie	ne
der	auf	ein	meer	hen	ge-	tet	mond
nie-	mer	fü-	ner	schwilt	dem	je-	gleich-
zu	neu-	und	schö-	le	nicht	o	spricht
wild	der-	vor	den	hol-	o	nicht	ge
es	dei-	und	troß	ein	fü-	ver-	licht
ladt	em-	le-	nem	mir	den	fü-	ge

Kleine Korrespondenz.



Frau G. v. H. in B. Man ist jetzt mit der Essigsäure vor-sichtiger geworden. Ebenso möchten wir Ihnen bei Kohlensäure raten, nicht ohne Hinzuziehung eines Arztes selbständig einzuschreiten.

Abonnent in Sorau. „Dum prüfe, wer sich ewig bindet,“ sagt der Dichter.

J. G. in P. Bitte, senden Sie uns die Arbeit ein. Es wird alles sorgfältig geprüft.

Frl. Emilie G. B. in Breslau. Das ist im Französischen anders. Das Wort steht im Plural und die Franzosen sehen das so an.

Hrn. G. Merkel in Erfurt. Es scheint kein Mittel gegen das Anlaufen der Fensterscheiben zu geben als Erwärmung des Innern des Fensters.

Frl. A. G. in B. Wir haben nichts Näheres über diese Schule erfahren können.

Hrn. J. Voldwiler in Stendal. In Schweizerdeutsch sagt man viel statt Gebiet, zum Beispiel Züribiet (Kanton Zürich), und davon wird abgeleitet Züribietler — Einwohner des Gebietes von Zürich.

Frau Emilie Berthold in M. Wir empfehlen Ihnen zur Kenntnis des dortigen Treibens das mangelhafte Bild „Paradise“ von A. G. v. Suttner (Leipzig, Heinrichs). Gefreulich, nein — aber wahr und lehrreich.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln u. s. sind uns zugegangen von: Frl. Emma Rohlich, Dresden; Hermine Olsen, Bamberg; Rosina Wihlidal, Prag; Sophie Mehmke, Halle; Bertha Glader, Hamburg; Ottilie Glaser, Berlin; Mathilde Duxberger, Hannover; Elise Kahle, Brauns; Eva Hartwig, Leipzig; Marie Adler, Ulm; Hr. W. Riedel, Bremen; A. Zehling, Bern; J. Jobl, Triest; W. Kient, Berlin; G. Heufelt, München; P. Roderich, Halle; „Brunnen-geist“ in Luxemburg.

